

Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.



Dreiundvierzigster Band.

Berlin.

Verlag der Zukunft.

1903.

1903



3985



Inhalt.

<p>Klimas Ehe 75</p> <p>Apponzi, Graf Albert 387</p> <p>Armenien und Makedonien f. Briefe 242.</p> <p>Krzl contra Bakteriologie 269</p> <p>Auferstehung, die, der Hölle 380</p> <p>Bagdad-Bahn, die 235</p> <p>Bakteriologie f. Krzl.</p> <p>Balkanmandat 206</p> <p>Baumrinde, f. Reliquarium.</p> <p>Beleidigung und Duell 211</p> <p>Berliner Sezession f. Sezession.</p> <p>Briefe, vier 239</p> <p>Briefe, zwei 426</p> <p>Briefkasten 318</p> <p>Brunnen, der alte 401</p> <p>Burenbegeisterung, deutsche 191</p> <p>Bügenstein, Georg f. Notiz- buch 354.</p> <p>Byzanz f. Briefkasten 320.</p> <p>Chamberlain f. Notizbuch 351.</p> <p>Chateaubriand 56</p> <p>Döberig 359</p> <p>Duell f. Beleidigung.</p> <p>Eduard der Eroberer 167</p> <p>Emerson, Ralph Waldo 306</p> <p>Emissionen 276</p> <p>Entstehung, die, der Liebe 13</p> <p>Erbsprinz von Meiningen f. Briefkasten 319.</p> <p>Erkenner und Bekenner. 218</p> <p>Finanzen, Serbische 468</p> <p>Franz-Schuchardt f. Groß- deutscher.</p> <p>Französische Kunst f. Kunst.</p>	<p>Frau f. Mission.</p> <p>Frühling im Winter 39</p> <p>Gaul, Bildhauer f. Brief- kasten 319.</p> <p>Geisterschriften und Drohbriefe f. Briefe 426.</p> <p>Generalstrafe, der, in Holland 293 f. a. Schule, nieder- ländische.</p> <p>Göhler, von f. Briefkasten 319.</p> <p>Goethe als Philosoph 99</p> <p>Goethe-Denkmal in Rom f. Notiz- buch 358.</p> <p>Goethe-Tag und Goethe-Gesell- schaft f. Notizbuch 356.</p> <p>Großdeutscher, ein 442</p> <p>Hammurabi f. Leben.</p> <p>Hölle f. Auferstehung.</p> <p>Hoensbroeck, Graf f. Briefe 427.</p> <p>Hörer und Dichter 28</p> <p>Häßener, Fährreich 321</p> <p>Jena oder Sedan? 127 f. a. 228.</p> <p>Kaiserbilder f. Notizbuch 354.</p> <p>Kastoria 336</p> <p>Kepergeanken 147 f. a. Briefe 239.</p> <p>Kinder f. Psychopathie.</p> <p>Klinger-Geyger f. Notizbuch 356.</p> <p>Kohle und Eisen 315</p> <p>König Eduard f. Notizbuch 281.</p> <p>Kraft-Ebing 463</p> <p>Kunst, französische 446</p>
---	---

Kunstgewerbe, unser	153	Rothe, Anna & Co.	41
Künstler, Kaufmann, Konsumment	343	i. a. Prozeß, i. a. Briefe 240.	
Land, im, der Toska	66	Schule, niederländische	87
Leben, das, Hammurabis	189	i. a. Generalstrafe.	
Legende, Talmudische	254	Schweninger, der Angeklagte	122
Lehmann, Willi f. Traviata.		i. a. Briefe 243.	
Lechner und Wagner	433	Selbstanzeigen 81, 115, 157, 232,	
i. a. Wagner-Denkmal.		347, 390, 421, 460. 509.	
Lippischer Rechtsstreit	327	Serbien f. Palastrevolution.	
Magerkohlenzechen	160	Serbische Finanzen f. Finanzen.	
Malkerkrieg	512	Sezession, Berliner	373
Meisenbug, Malwida von	223	Shaw, Bernard, der Dramatiker	32
Militärpensionen	397	Skizzen	35
Mission, die, der Frau	135	Sombarts Wirthschaftspsychologie	405
Monopole, zwei	83	Sonbergerichte	184
Mont Saint-Michel	497	Sozialdemokratie und Genossenschaft	255
Moriz und Nina	1	Speckchen	86
Mystik der Weltgeschichte	174	Sternburg von f. Speckchen.	
Niederländische Schule f. Schule.		Strassenbahn, große Berliner.	333
Notizbuch	279, 351	Sturm, vor dem	349
Organisches f. Unorganisches.		Tob, der, des Selchers Schmel	506
Ostern	47	Toska f. Lande.	
Palastrevolution	435	Transvaal-Aktien	429
Pariser	118	Traviata, la	208
Pensionen f. Militär-Pensionen.		Trufts, die	201
Philosophie	333	Unorganisches und Organisches	487
Pilgerfahrt	150	Wivisektion	308
Platz an der Sonne f. Briefkasten 318, i. a. Notizbuch 355.		Volkslied, das	473
Prozeß, Rothe	93	Wagner-Denkmal	283
Psychopathie der Kinder	416	i. a. Lechner.	
Rathenau, Erich	424	Wahlkämpfe f. Notizbuch 279.	
Reliquarium	247	Waldersee, Graf, f. Notizbuch 355.	
Richtshofen von f. Briefkasten 318.		Weltgeschichte f. Mystik.	
		Wirthschaftspsychologie f. Sombarts.	
		Wunderthäter, der	107



Berlin, den 4. April 1905.

Moritz und Rina.

Kressin, Guido 1903.

Mein hoher Herr!

Sieben Wochen sitzt mir nun wie eine Gräte im Hals. Genau sieben Wochen. Du hattest eine Riesentrüffel aufgespießt und behauptetest decidirt, dazu sei Rauenthaler allein menschenwürdig; nur dreiundneunziger. Trotz Deinen Autoritäten fand ich barbarisch, war sicher, unser alter Gönner Adlon würde mir Recht geben, schwieg aber, wohlterzogen, wie ich nun mal bin. Und da ließ Deine graue Schwester sich fangen. Die zehn Tage waren zu nett gewesen. Alles, was mein Herz begehrt hatte. Pergamon und der Fall Blumentopf, die verdrehte Monna Banna mit dem zwecklosen Reformkleid und (Dein unmöglicher) Wöllner im Trance, zwei Bälle, drei Diners mit politischem Dessert und mindestens jeden Abend Deine Gesellschaft — erlöste nicht, Erbherr: Du warst selbst beim Frühstück auf der Mittagshöhe —, na, und als Abschiedsgehenk dann noch das allerliebste Begeffen im Continental, mit der weißen Kellenpracht, dem Argenteuil-Spargel und der nicht so gräßlich lauten Musik: endlich, ich war gerührt; auch ein Bißchen wirblig von all den Genüssen. Euer Hochgeboren merkens nicht mehr. Wenn man aber so den endlosen Winter auf der angestammten Scholle gehockt hat, ohne Abwechslung, immer nur Herrn und Frau Pastor, Leutezank, arme Ritter und mit sittsamer Geschmacklosigkeit angezogene Landkreisladies: dann, sage ich Dir, spürt man solche hastige Großstadtwoche in allen Knochen. Rinder, habt Ihr's im Grunde doch gut gegen Unseren!

Und wundert Euch dabei, wenn der Neid durch die Poren guckt. Das nur in Klammern; kannst aber Lotten beim nächsten Migrainejammer über die Freudlosigkeit des Erdenwallens vorhalten. Mir ist die Erinnerung an die berliner Tage durch den Schwur getrübt, den Du mich schwören liebest; bei Rauenthal und Perigord (was, j'insiste, eben so wenig einen Reim giebt wie Backobst und Chablis). Nie sollst Du mich befragen! Ganz so schlimm wars ja nicht; immerhin doch bis aufs Wiedersehen zwischen Ostern und Pfingsten keine Fragen in Sachen Politik und Umgegend, keine Excitatorien, wie Dus nennst. Schlaug ausgedacht, um Ruhe zu haben. Fiel mir schon schwer auf die Seele, als Euer Pügle mit den Braunen nach dem Stettiner kutschirte, und drückt seitdem, daß selbst pommerische Nerven ekelig werden. Dreimal habe ich angefezt, fürchtete aber Deinen alten und befestigten Grundbesitzerspott von wegen des Wortbruches, Glossen über die ewige Eva und die beliebte misogyne Veier. Adolf (noch immer Dein Schwager!) lachte mich einfach aus; wie ich auf den Reim kriechen könne. Der und Schwüre! Ni dieu ni maitre. So weit bin ich noch nicht; kommt vielleicht auch eines Tages. Vorsläufig kann ich mit gutem Gewissen beschwören, daß ich meinen Schwur gehalten hätte, obwohl die Versuchung stark war. Und der Versucher. Denke Dir: dieser Mensch und Stabsoffizier las seiner Ehefrau aus dem Gesezbuch Etwas von Nothstand vor. Rettung von Leib oder Leben eines Angehörigen aus Gefahr. Mache das schlimmste Verbrechen straflos. Der Angehörige natürlich er (wovon später). Doch gestern sagte ich mir: Schluß. Sieben Wochen sind eine hübsche Zeit. Wer weiß denn, wann Ihr hier landet? Kriegt die süße Lotka plötzlich wieder Sehnsucht nach Karlsbad, vielleicht so um Fehrbellin herum. Und dann ist zu spät; nicht für Besuch, aber für die Aufgabe, die ich Dir zudenke. Bittere nicht, Eisernes Kreuz; nichts eigentlich Politisches. Hast Du Thiele-Salzdahlum gelesen? Fünfmal in drei Monaten sind ihm fünfhundert Morgen seines Gutes gesperrt worden, jedesmal auf vier bis fünf Tage; weil Infanterie das Gelände zu Scharfschießübungen braucht. Stundenboden, der nicht, wenns Einem paßt, bestellt werden kann. Nun steht der Mann da und weiß nicht, ob er noch dazu kommt, rechtzeitig zu bestellen, oder ein Drittel seiner Ernte in die Binsen gehen lassen muß. Kein Ausnahmefall. Alle Augenblicke hier Aehnliches. Zu Adolfs Wonne, der schon ungefähr wie Dein Bebel über das „herrliche Kriegsheer“ redet. Sprich mit Poddieleski (nicht über Adolf natürlich). Ob Absicht, uns auf die Landstraße zu treiben. Wir sitzen so wie so mit dicken Köpfen. Ein Kalb 132, ein Schwein 106. Geht auch noch der Hapen Feldfrucht vor die Hunde

dann wirthschaften wir nicht die Hypothekenzinsen raus und können uns den geehrten Mund wischen. Sollen doch Unter den Linden oder in der Puppenallee üben. Will Viktor nicht helfen, dann Landtag (Ihr versammelt Euch ja wohl noch mal) oder Dertel am Königsplatz. Vor den Wahlen wird's wirken. Nachher machen sie uns lange Nasen. Schimpfe also gefälligst nicht. Die Sache wills, mein Herz. Und thue was für Standesgenossen, die mit Ach und Krach hier die Fahne hochhalten und sich nicht nur, wie Eute Chevreaujunker, um Cafewalk, Looping the Loop und anderen Cirkus kümmern.

Bei Wahlen fällt mir der Angehörige wieder ein. Rein aus dem Häuschen. Mitte Juni solls nun ja losgehen. Nebenan war schon Einer von der röttesten Sorte. In den heißen Tagen, wo man bis Acht auf der Veranda sitzen konnte. Vebrecht kam mit dem Bisch. Flugblatt. Vertheuerung der nothwendigsten Lebensmittel. Frecher Raubzug der Edelsten und Besten. Landflaverei. Wohnungen schlechter als Schweinefäße. Cadinen. Militarismus und Marinismus. „In Eurer Hand, Kinder der Arbeit, liegt die Entscheidung.“ Und so weiter. Mir wurde schwarz vor den Augen. Der Angehörige aber erklärte, er habe große Lust, sich in die Agitation für die Nothen zu stürzen. Nicht gerade gegen uns; da sei nichts zu holen. Aber Großkapital. Er habe schon Munition gesammelt. Pulverlieferanten hätten zwanzig, Panzerplattenleute vierzig Millionen zu viel herausgeschunden; lange Liste, die ich vergessen habe. Ausbeutung stinke zum Himmel (so zart redet dieser Hüter der guten Sitte jetzt) und alles Ordnungsparteiliche sei überholt. Wenn ichs nicht glaubte, solle ich Dich fragen; mit Nothstandsrecht, das von allen Schwüren entbinde. Da hast Du die Bescherung. Entmündigen? Machtimmer Lärm und wäre auch für die Kinder unangenehm. Stell Dir aber vor, er ginge wirklich feuerroth auf die Dörfer. Alles schon dagewesen; Mirabeau, Vincke, Bollmar, Reventlow citirt er mir selbst. Uniform aberkannt; der Junge müßte sofort den bunten Rock ausziehen und für Marie bliebe das Lehrerinnenexamen. Daß ichs nicht überleben würde, wissen Eurer Liebden. Also nicht „die ungebändigte Leidenschaft einer im Stillen längst tief gefallenen Frau“ (sajtig, der alte Georg! Ist übrigens die Mecklenburgerei auch wahr?) drückt mir die Feder in die früher manchmal mit brüderlicher Schmeichelei gerühmte Hand, sondern der Gram. Bitte: Gram. Im Hause erträgt man schließlich Alles, selbst Familienschande; geht sie aber erst bei Tage blos . . . Nur Du kannst helfen. Sagst Du ihm, mit dem gehörigen Ernst, daß er kein Recht hat, Weib und Kinder um Ehre und Reputation zu bringen, dann läßt er die Finger davon. Eintreten für die guten Sache von ihm zu fordern,

habe mir längst abgewöhnt. Diesmal auch nicht viel zu machen. Wahl mitten in der Hauptarbeitszeit! Und „Schutz des Wahlgeheimnisses“. Wenn die Leute es darauf abgesehen hätten, uns unterzukriegen, könnten sie nicht besser einrichten. Glaube nachgerade wirklich, daß nur noch jüdische Licht- und Kohlenfrühen an S. M. rankommen. Sag' ihm, er soll still sein (ich meine Adolf).

Nette Osterstimmung. Sonst ließ ich mir in diesen Tagen den Pariser Einzugsmarsch vorspielen, las Großvaters Briefüber die Bataille vom dreißigsten März 14 und bereitete meine kleine Bismarckfeier vor. Jetzt bin ich immer nur froh, daß er nicht mehr erlebt hat. Man schämt sich ja, daß er nach knapp fünf Jahren so mausetot ist; eigentlich ganz vergessen. Aber was hätte er gesagt! Jesuiten, Sachsensandal, Verbeugung vor dem nommé Noofocht, Werbung um die Welfengesellschaft; et le reste. Dabei muß man Bülow lassen, daß er sich nicht genirt, den großen Kürassier über'n Klee zu loben. Neulich, zum Beispiel, wieder die Rede wegen der Ungarn. Mir hatte der Professor (wie heißt er doch? Du weißt schon) recht aus dem Herzen gesprochen; als ich dann aber hörte, daß auch unser Fürst gegen Einmischung war, merkte ich, daß man bis an sein seliges Ende eine Gans bleibt. Plötzlich athmete man andere Luft. Die Sprache in den Erlassen! Sogar Dein degenerirter Herr Schwager wurde warm und knirschte: Donnerwetter! Die Puste! Der Senf, den Bülow selbst dazu gab, schmeckte mir nicht besonders. Hat 'ne zu gute Meinung von sich. Und ich werde von seinen Reden jedesmal sekrank. Schaukelt gräßlich und das Auge hat keinen festen Ruhepunkt. Hätte, da Du vom Bau des Auswärtigen, gern Deine Ansicht genossen. Wenn man aber einen schmeren Schwur geschworen hat! .. Fledermaus, nicht wahr? Herrgott: die Geistinger als Rosalinde! Long ago!

Im Uebrigen suche ich mich zu allgemeinsten Wichtigkeit zu trainiren. Folge der wohlweisen Lehren, die ein Abgellärter an der Spree in meine mürbe Seele pflanzte. Worüber soll man sich auch noch aufregen? Bei den Frauenzimmersachen rührt sich esprit de corps. Bin gewiß nicht zimperlich und laufe lange genug mit, um zu wissen, wies zugeht; namentlich da oben. Aber Dein ewiges Il y a la manière paßt hier besser als je. Daß diese Schmutzereien nicht breitgetreten werden, ist doch das Mindeste, was man heutzutage verlangen kann. Deshalb bringe ich auch keine Bewunderung für Madame Vuise auf. Kein Stil in der Sache. Weinetwegen Eheirrung mit wechselnden Subjekten (oder Objekten?) und Weglaufen; dann aber irgendwo einbuddeln, berühmte kleinste Hütte und den verehrten Schnabel halten. Jeder darf sich nach seiner Faßon zu Grunde richten; nur die Anderen (Das

ist ja mit Adolf mein Kreuz) soll er gefälligst in Ruhe lassen. Das Skandalöseste fand ich die, wie es scheint, allgemeine moralische Genugthuung, daß Madame nun auch den neuesten Monsieur sitzen ließ. Man faßt sich an den Kopf und zweifelt, ob noch zurechnungsfähig. Große Liebe, treu bis in sämmtliche Gräber, wäre doch einzige Rechtfertigung der Gironie gewesen; als Loune nach sieben Wochenbetten einfach eckig. Landpommeranzen aus den fünfziger Jahren sind aber nicht auf der Höhe der Zeit. Sonst kühl bis ans Herze. Revirement, das den dicken Manteuffel fast rebellisch machte, rührt mich gar nicht. Das Uebleiche: Junker ade! Längst nicht mehr neu. Und je mehr von unseren Leuten aus der Tour kommen, desto besser; dann wird am Ende noch mal tapfere Politik möglich. Babel-Bibel auch nicht mein Fall. Diese Sachen konserviren sich am Besten, wenn man nicht dran rumslickt. Ueberhaupt nicht zugeben, daß schadhafte Stellen. Jetzt fragen die Leute den Pastor: Mit das Alte Testament ist nun ja wohl nicht mehr viel los? Und Zieseniß hat so schon seine liebe Noth mit den Raders. Kommt mir vor wie Treibjagd in junger Schonung. Näher an die Haut ging mir die Chose mit Dohna-Schlobitten. Wir wußtens längst von Kuno; brühwarm aus Langfuhr. In den Zeitungen aber nahm sichs noch viel schlimmer aus. Nicht richtig soll sein, daß Oldenburg (der im Reichstag ganz gut gepaukt hat) bereit war, zurückzutreten; sähe ihm auch nicht ähnlich. Daß aber einem anständigen Kerl, Patrioten und Edelmann, im Allerhöchsten Auftrag zugemuthet wird, von der angenommenen Kandidatur zurückzutreten, und der Minister angewiesen, für den Vizeoberjägermeister vom Dienst alle Hunde loszulassen: wenn Das günstig wirkt, will ich mein Leben lang Reformkleider tragen. War starr, daß nicht zu deimentiren verücht, noch starrer, daß nicht größerer Lärm davon gemacht wurde.

Die Kaye läßt das Mäusen nicht, denkst Du; und fühlst Dich wieder namenlos erhaben. Immerzu. Ich bin so frei, mich für das Schicksal meines Vaterlandes zu interessiren. Brauchst ja nicht zu antworten (außer an Deinen Schwager und Gefinnungsgeossen). Nur keine Würdigkeit vorschütten. Zu thun ist jetzt nichts, Pötte hat wahrscheinlich schon die Kampfersäckchen in die Fracktaschen gesteckt und wird nicht auf Scheidung klagen, wenn der Klaisch am Brandenburger Thor mal ein Bißchen früher endet. Aber ich bittle nicht. Zur Liebe kann ich Dich nicht zwingen. Auch nicht, meinen Osternapfluchen zu essen, der natürlich mit traditioneller Verfrühung eintrifft. Zum ersten Mal unter Mariens Mitwirkung fabrizirt und ohne Dir verhasste Rosinen. Auch das Lamm de rigueur. Am Erstica giebt's Maibowle, Croika und abends Moët (seine Marke mit der weißen

Kapsel); Ihr seid feierlich geladen, zieht aber vor, die werthen Beine unter den Tisch eines Hoftraiteurs zu strecken. Schon die Erinnerung an den einen Ersten April, den wir gemeinsam im Sachsenwald erlebten, müßte Dich hertreiben, wenn noch Familiensinnreste. Doch vielleicht ist der Schwefelgelbe auch schon „überwunden“. Bei Euch reiten die Toten schnell.

Hier ist Frühling, Myrtheer. Ihr merkt's ja auch; weil die Abgeordneten weg sind und die Schlächterläden noch übler riechen als im Winter. Aber bei uns! Drei Obstbäume schon ganz weiß. Und der Rasenfleck vorn ganz voll von Himmelschlüssel und Krokus. Die Felder machen sich. Morgens, wenn die Sonne es gut meint, lernt man ordentlich wieder an Preußen glauben. Das dicke Ende kommt; weiß schon. Aber gönne mir das kindliche Vergnügen. Und schaff uns die Schießerei vom Hals. Seid munter. Lotte soll sich nicht vergrämen. Nach Neume ist Alles aus, sagte unser Fürst. Drei Viertel hats schon geschlagen für Deine in jedem Sinn verwitwete

Rina.

Berlin, am Bismarcktag 1903.

O Du mein holder Abendstern!

Der bist Du mir. Und wie Wolfram, mit dem ich, Baryton bei Seite, überhaupt viel Aehnlichkeit habe, kann ich sagen, daß mein Herze Dich nie verrieth. Trotz allen Anzüglichkeiten, ohne die schwesterliche Hypertrophie nun mal nicht auskommen kann. Auf den Daunen eines guten Gewissens ist's zu ertrogen. Meine Zärtlichkeit nimmt alle Püffe mit Engelsgeduld hin. In dem geschätzten Gefrigen eigentlich nur Touche, daß Du mir ansinnst, den Bismarcktag in einer Herberge zu verkneipen. Wenn Spaß, nicht auf der Höhe Deiner Leistungsfähigkeit; wenn Ernst, gehört's vor den Ehrenrath. Dieses Repertoire wechselt nicht, Treubündlerin. Eine Stunde Reisebriefe an Johanna; nur gute Tropfen und nur gute Freunde ohne lästige Hominin-ausdünstung (sein Wort, das Dir so gefiel.) Daran wird nicht gerüttelt. Und wenn ich Dein Händchen, dessen Lob noch lange nicht ausgefunken ist, drücken dürfte, wäre es wirklich ein Idealfest. Weils aber nicht kann sein, fülle ich um halb Zwei, wo Ihr nach der Suppe seid, mein Glas (Forster Kirchenstück) und denke: Wir hatten ihn näher als die Anderen. Dann beggnet sich unsere Gedanken wohl. Vergessen ist er ja. Lieber Gott: wir haben so viele Genies. Und Seine Hoheit von Dänemark haben schon vor manchem Saeculum zu sagen geruht, man müsse froh sein, wenn das Andenken eines großen Mannes sein Leben um ein halbes Jahr überbaure. Jetzt sind's bald fünf ganze. Du verlangst zu viel, lieblichste Witib und Stütze des Thrones.

Auch von Deinem Allergetreuesten. Ich soll die rechten Männer der Rechten alarmiren oder Viktor höchstehändig mit dem Schießprügel vor den Husarenbauch stoßen? Mit dem Gürtel ist Dir leider nicht der schöne Wahn zerrissen, daß ich Einfluß habe. Nirgendß, hohe Frau; und bin fabelhaft stolz drauf. Was hintenrum gemacht werden kann, wird gemacht, aber ohne Garantie, wie bei Eurem Kreisstadtspindler. Wende Dich an Herrn Arnhold, Herrn Simon oder Herrn Friedländer-Fould. Die heißen jezt in den Ministerien; wir rangiren nur noch unter „Ritter, Edelräulein und Bolt“. Dem einen dieser neusten Granden ist die Herrlichkeit so zu Kopf gestiegen, daß er im Typhustraum den — mit Respekt zu melden — nackten Heldenleib bis an den Hals mit Orden gepflastert sah. So setzt der demokratische Gedanke sich mehr und mehr durch. Gott hab' ihn selig.

Ganz bestimmt aber kann ich Wirkung auf Adolf versprechen. Um so bestimmter, als dieser verkannteste aller Junker gar nicht dran denkt, Ernst zu machen. Kennt Deine schwache Seite und amüsirt sich, da sacht zu fragen. Der und agitiren! Eher siehst Du mich als Oberstkämmerer. Wenn weiter keine Sorge: Profit Wahlzeit! Dein Zunge wird aus der Karmesinröthe gar nicht mehr rauskommen; und wenn Du Mariechen an den runden Ausschnitt gewöhnst (viereckig gilt als Landesverrath), kann sie nächsten Winter hier tanzen, bis die Ewigkeit grau wird. Adolfsus muß es dich hinter den Ohren haben, da selbst die klügste Borussin immer wieder auf Spul hereinsfällt. Auch der Frühstücksschwur war nicht so tragisch gemeint; wollte nur ausprobiren, wie lange das edle Feuer zu dämpfen ist. Sieben Wochen Karenz ist hochachtbar. Brauchst zur Freisprechung keine mildernden Umstände. Und der Quartatsbericht wäre Dir auch ohne den sanft mahnenden Rippenstoß nicht entgangen. Allerdings nicht über Sachsen-Toskana, wovon ich alle vorhandenen Nasenlöcher voll habe. Uebrigens ganz Deiner Meinung; bis auf die Punkte und die noch schärfere Betonung, daß man von diesen Herrschaften ja nichts weiter verlangt als das Bißchen Taft und Ruhe im Glied. Hauptzweck des Erlasses natürlich, den Sohn zu vinkuliren, qui l'a dans le sang (wir könnens nicht so allerliebßt animalisch ausdrücken) und von Versöhnung träumt. Dörchläuchtings Mama, Mesfrou, gehöret nicht ins öffentliche Interesse. In Klatsch machen wir nicht, verweisen Euer Hochwohlgeboren auf die offizielle, also unansehtbare Ableugnung, erinnern daran, daß die Mecklenburger die Friseurangelegenheit haarig nannten, prophezeien was Morganatisch-Bossisches für den Sommer und halten der Situation angemessen die Erinnerung an das nette Couplet, das Dir damals so gefiel:

Plaignez le sort d'Anastasia! Wieder zeitgemäß; denn in Paris ist Anastasia die Zankante Censur, keine Großherzogin-Mutter.

Wie es sonst geht? Danke der gütigen Nachfrage. Oeffentlich über alle Maßen. Privatim so so. Laßest Du nicht, daß der neue Oberpope in Köln, ders wissen muß, gesagt hat, um S. M. beneide uns die ganze Welt, also auch sämmtliche noch nicht kanalisirten Planeten? Auch nicht, daß der Kronprinz nach der Besichtigung der Pyramide von Gizeh sich „überaus befriedigt ausgesprochen hat“? Dann wenigstens doch die letzten Reden Deines Bernhard, die Du ja erwähnst. Klarster Beweis, wie gut es uns geht. „Alles gerettet“: genau wie beim Ringtheaterbrand in Wien; die Ersticken werden sich hüten, dazwischen zu schreien. Soll ich ernsthaft drüber reden, was bisher mit peinlicher Sorgfalt vermieden, dann muß ich sagen, daß an Qualität Aehnliches meines Wissens noch keinem Parlament zugemuthet wurde. Einfach über die höchste Hutschnur. Den Dreibund schenke ich ihm; bin kein Leichenbeschauner, ohne den allergeringsten Sinn für den nedischen Versuch, Herrn Delcassé die Worte im Mund zu verdrehen, und begreife, daß vor der Staatsreise nach Rom wieder mal die große Pauke geschlagen werden mußte. Aber die Konstatirung, daß „unsere Beziehungen zu England und Amerika aus der Venezuela-Affaire ungeschädigt hervorgegangen sind“, war meinem alten Magen zu starker Tabak. Nach Allem, was wir erlebt haben, gehörte immerhin Muth dazu. Und welche Unbesonnenheit, vor versammeltem Kriegsvolk, um Deckung zu suchen, auszurufen, England habe seine alt-Tradition aufgegeben und zum ersten Mal seine Kapitalisten mit Kanonen unterstützt! Die Antworten waren nicht von Pappe; überhaupt diesmal die ausländische Kritik sehr böse. Du kennst meine Ansicht: Venezuela wird uns noch bitter aufstoßen. Nur in Caprivi's afrikanischer Politik sind solche Ungeschicklichkeiten zu finden. Daß wir nicht die leiseste Abbitte erreichen konnten, war von Anfang an zu erwarten. Die bekannte Antipathie gegen das haager Schiedsgericht muß die Maßgebenden aber wohl so nervös gemacht haben, daß sie, wie Fasner, nur noch das Ende herbeisehnten. Jetzt schreibt man mir von drüben: Die Engländer haben Herrn Castro die beschlagnahmten Dampfer ohne Ausrüstung und in mehr oder minder untauglichem Zustand zurückgegeben; das einzige Schiff, das bei der Ablieferung brauchbar befunden wurde, war der Restaurador, für dessen Restaurirung Deutschland ungefähr siebenzigtausend Mark ausgab und der denn auch sofort zwischen La Guaira und Puerto Cabello Dien't thun konnte. Niedlich; so kommen die venezolaner Hochstapler wenigstens zu einem guten Schiff und das für die

Reparaturkosten ausgegebene Geld bleibt bei ihnen im Lande. Wenn die Rechnung dem Reichstag vorgelegt wird, ist längst Alles vergessen und wir sind wieder lustig. Sinds eigentlich schon heute: sonst dürfte man nicht riskiren, von dieser oberfaulen Sache als von einem Erfolg zu sprechen. Dialektisch ist der Mann wirklich eine Nummer. Ohne Skrupel noch Zweifel, mit festem Vertrauen auf das kurze Gedächtniß und die Lachlustehrenwerther Volkswertreter. Als der Mandtschuknabe vor zwei Jahren endlich ins Neue Palais gelooft war, hieß es: Ein Triumph feinsten Staatskunst; wer hätte gedacht, daß ein König von Preußen je . . . Und so weiter. Jetzt schäkert der Kanzler: „Sollte ich dem General Castro etwa das Verlangen unterbreiten, einen Sühneprinzen zu schicken? Ich gestehe, daß ich an dem chinesischen Sühneprinzen genug gehabt habe.“ Große Heiterkeit ist der Lohn dieses frostigen Späßes, den ein englischer Minister nicht um zwölf Stunden überlebt hätte. Kam aber noch besser. Seit S. M. „Arpads ritterliche Söhne“ gefeiert (und damit in Wien arg angestoßen) hat, sind die Magharen (und was sich in Israel so nennt) aus Rand und Band. Die siebenbürgischen Sachsen werden schlimmer als die Finen von Niklas behandelt. Der Deutsche ist rechtlos und muß jeden Schimpf einstecken. Im Parlament wurden anmuthige Vergleiche zwischen den Sprachen der Deutschen und der Hunde gezogen. Kein Präsident, kein Minister protestirte. Jedes Kind weiß, daß die Forderung ausreichender Remedur in solchen Fällen durchaus nichts Ungewöhnliches ist. Unser Paradehusar aber verliest zwei Erlasse Bismarcks und ruft dann strahlend: Seht Ihr? Der wollte auch keine Einmischung in die inneren Verhältnisse eines befreundeten Staates. Erstens aber hatten die Erlasse Hörner und Klauen und sagten (nicht nur über den Schwäger Bunzen) in diplomatischer Form alles Nöthige. Zweitens war damals kein Grund zu Beschwerden, wie sie heute mit Fug vorgebracht werden. Und drittens — Das ist die Hauptsache — war 1883 das deutsch-österreichische Bündniß noch jung, hundert Empfindlichkeiten mußten geschont werden und in Andrassy hatten wir einen für alle wichtigen Dinge sicheren Mann, dem man das Leben nicht durch kleine Querelen sauer machen durfte. Was damals angebracht schien, soll heute beweiskräftig sein, trotz französischem Polen Soluchowski, trotzdem Arpads ritterliche Söhne sich mit den Russen verbrüderet haben, Deutschenhaß geradezu prämiiren und den Habsburg-Lothringern jetzt die gemeinsame Armee nehmen wollen, — was denn doch wohl das Kreuz auf dem Grabe des seligen Dreibundes wäre. Der Reichstag in seiner Huld hört Alles mit schöner Geduld. Anderes Bild. Der Speck (von Sternburg) wird angeschnitten.

Daß Alles „mißverstanden“, was er den amerikanischen Reportern anvertraut hat, war zu erwarten; geht ja nicht anders. Aber die Heirath! Auch Fürst Bismarck, stötet Dein Ideal a. D., hat in zwei Fällen Diplomaten erlaubt, Amerikanerinnen zu heirathen: Schweinitz und Stumm; was also wirft man mir vor? Wirklich ein Mann von vielen Graden. Niemand hatte an Boykottirung der Amerikanerinnen gedacht. Schweinitz in Petersburg und Stumm in Madrid konnten Bruder Jonathans leibhaftige Tochter zur Ehefrau nehmen. Bedenklich schien nur Abweichung von dem Grundsatz: keinen Diplomaten im Vaterland seiner Frau zu akcreditiren. Dieses Bedenken kennt Keiner besser als Herr Bernhard von Bülow; denn für ihn wurde die erste Ausnahme gemacht, als Donna Laura Minghetti S. M. gebeten hatte, Tochter und Schwiegersohn ihr aus Sodom-Bukarest nach Rom zu schicken. Dafür war Bismarck nicht zu haben. Sonst wäre Radowiz (mit russischer Frau) Botschafter in Petersburg geworden. Man sollte nun glauben, Jeder müsse gemerkt haben, wie das Thema verwischt wurde. Gott bewahre. Alles höchst befriedigt. Als habe sich nicht ausschließlich um die Frage gehandelt, ob Speck, als Gatte einer reichen Amerikanerin, gerade in Washington glänzen und das Haus der Deutschen yankeesiren dürfe.

Das ist für uns, die Diplomatie in langen Kleidern zu schätzen wissen, keine Frage; public opinion denkt eben anders, Ninette. Oder denkt überhaupt nicht. Freuen wir uns solcher Bürgertugend. Spurlos geht Alles an loyalen Gemüthern vorüber. Der Alte Fritz muß auf den Speicher, ehe er (wann?) verstaubt wird. Die Jankeeslotte, die nach amtlicher Anzeige in europäischen Gewässern mandoriren sollte, wird von S. M. nach Kiel eingeladen: Herr Roosevelt bedauert ungemein, aber seine Kühne kommen überhaupt nicht gen Europa. Ein Blinder kann mit dem Krückstock spüren, wie die Leute sich vor jeder Intimität mit uns hüten. Doch in der Wilhelmstraße wird die Parole ausgegeben: Kein Aergerniß; wir sind die besten Freunde. Und man glaubts. Admiral Dewey schimpft, leugnet auch gar nicht, daß er geschimpft hat, meint nur, im Zusammenhang hätte es weniger unfreundlich geklungen. Kein Aergerniß. Keins, daß der Herzog von Cumberland, als seine liebe Frau einen höchst herzlichen Brief aus Berlin bekommen hat, schleunig packt und aus Kopenhagen abreist, bevor der versöhnlich gestimmte Kaiser eintrifft. Daß die Vorschriften für den Straßenbahnbetrieb geändert werden, weil die Aktiengesellschaft sich verpflichtet, die Kosten für von S. M. bestellte Denkmale zu übernehmen. Erspare mir die Aufzählung vom Schlobitter bis zu Brandenstein. Immer das Selbe. Wenn die Nation damit zufrieden ist, hat Keiner drein-

zureden. *Pourvu que cela dure!* Feld Bernhard sitzt in Sorrent, „behält aber die Leitung der Geschäfte in der Hand“. Also keine Ferien; es wird fortgeopfert. Sichnowsky, die rechte Hand, ist mit und zwei Sekretäre als linke. Auf Reichsunkosten? Sicher für den fürstlichen Gesandten und die Sekretäre (der Kanzler bezahlt für sich selbst hoffentlich aus eigener Tasche); auch für Depeschen und Couriere kanns einen hübschen Posten ausmachen. Gehört zum *modern style*; Eugen Richter hat ja schon über Regirungen gewigelt, die ihr Gewerbe im Umherziehen betreiben. Neugierig bin ich, ob auch dafür ein passliches Bismarckitat zu finden ist. Der große Otto kam in Friedrichruh und Barzin mit einem Gehilfen aus, Rottenburg, Rangan, Bucher oder sonstwem, und schickte einen Subalternen, der über allzu reichliche Müsse klagte, nach ein paar Tagen zurück. Dabei leitete er, wie männiglich bekannt, nicht nur formell alle Hauptressorts, sondern verlangte, über jedes halbwegs wichtige Detail mitzuentcheiden. Der große Bernhard, der mit einigem Sachverständniß doch nur ins Auswärtige guckt — die anderen Staatssekretäre sind so ziemlich souverain und behelligen den Chef nicht mit Dingen, die ihm böhmische Dörfer sind —, braucht drei Mann. Zweifelst Du noch, daß wir jetzt besser regirt werden? Warte nur: balde lüest Du, daß in Sorrent, wie herbstlicher Weise in Rorderney, die Arbeitlampe des Kanzlers bis tief in den Morgen brennt. Denke dann nicht etwa an Herrn Lockroy, der als Minister, auch wenn er nicht zu Hause war, die halbe Nacht lang die Schreibtischlampe brennen und neugierige Schwärmer von dem patrouillirenden Schuyman belehren ließ: *C'est M. Lockroy qui travaille*. Erheitere Deinen Tyrannen mit dem Geschichtchen, aber übersetze es nicht ins Neudeutsche. Wäre höchst ungerecht. Der „verehrte Freund“ Prinetti hat seinen Besuch ja schon weg. Der Besuch ist sehr thätig. Und ein ungewöhnliches Maß nationalen Opfermuthes gehört unter allen Umständen zu dem Entschluß, die Osterzeit am Golf von Neapel zu verbringen.

Ich fürchte, ma mie, der Schreibebrief ist etwas weinerlich gerathen; verschluckte Zähnen und doch salzlos. Man wird alt; und das Datum hats in sich. Sei mild: ich stecke in keiner guten Haut. Das Ripperlein meldet sich unangenehm zubringlich. Trotzdem die bei jüngeren Leuten mit Recht so beliebte *sève ascendante* mit einer Pflöchlichkeit hochgekommen ist wie sonst nur ein glücklicher Nepote. Schön wars in den heißen Tagen nur hinter Hundehohle. Drin Staub, Weggerreidust und beginnende Volksseulensekretionen. Denn man muß doch so thun, als sei die Wahl eine große Sache. Oben übrigens wirklich einige Aengste vor Niesenzunahme der röthesten Fraktion.

Wiederholt sich seit 93 jedesmal. Ich glaube nicht an Wunder; acht bis zwölf Mann allerhöchstens, die (selbst wenn man diese Partei nicht für so nöthig hält wie Dein rettungslos Ergebenster) an der Sachlage nichts ändern. Rechne überhaupt auf nur unwesentliche Verschiebungen; da zwischen Bund und Konservativen nicht recht zum Klappen kommt, wohl ungefähr das alte erbauliche Bild. Immer vorausgesetzt, daß nicht irgendeine Pfingstüberraschung. Die Strebksamsten möchten so was wie ein Plebiszit durchdrücken. Dann könnte die Ernte verthageln. Et encore! Der Deutsche ist ein so guter Kerl. Merkwürdig allerdings, wie tief die Jesuitengeschichte gegangen ist. Schleierhaft. Straßburg (Fakultät) und der Klagenweg nach Rom wegen Korum doch viel schlimmer. Das sieht eben mal in den Leuten. Hat Bülow (der ahnungslos, im Vertrauen auf Reichstagsbeschlüsse, heranging) sehr böse Tage gemacht und ist noch nicht aus. Ganz oben sind evangelische Gefühle froissirt. Sogar an die Gefälligkeit, die der Papst der Gräfin bei der Lösung ihrer ersten Ehe erwies, hat man schon erinnert. Daran könnte er lernen, wie heikel die Verhandlungen mit einer Macht, der die eigene Frau durch Geburt nah steht.

Lotte klopft. Heute darf ich nicht warten lassen. Schon, weil ich um halb Zwei Dir, holde Kriegerin für Wahrheit und Recht, zutrinken will. Unsere Erinnerungen! War doch schön. Und ist's noch manchmal. Du namentlich darfst nicht klagen. Einen Prachtkerl von Mann (Pst! Wirft ja von Jahr zu Jahr verliebter in ihn) und zwei Kinder ohne Unthätchen. Wobei ich das ganz beispiellose Schwesterglück noch gar nicht mal in Rechnung stelle. Euer Auskommen habt Ihr auch, könnt Euch unter Gleichgestimmten ausschimpfen und seht gute Dinge um Euch wachsen. Staat? Liebes Herz: Alles geht auf zwei Beinen; ist's nicht das rechte, so das linke plus Stelzfuß. Und Deine Wahlbeeinflussungsversuche wirst Du, trotz dem neuen Krimskrams von Kontrolle etc. pp., gewiß nicht aufgegeben. Nimm Dich nur in Acht, wenn Du den Leuten den Zettel in die Hand steckst, auf daß sie „in voller Freiheit an die Urne schreiten.“ Die Rothten werden wie die Schießhunde aufpassen und Du könntest in Teufels Küche kommen. Adolf als Berather. (Unter uns: in den meisten Punkten hat er ja so Recht!)

Für den Proviant wird nach Einheimung in gebührender Ausführlichkeit gedankt. Frohe Ostern! Laß Dir von Babel nicht Deine alte Bibel verleiden. Den auferstandenen Heiland kann kein Professor Dir rauben. Marien einen Oskelluß. Den beiden Soldaten je einen Händedruck. Und Dir die besten Frühlingstrieb aus dem alten Herzen Deines

Worig.

Die Entstehung der Liebe.

Kunst ist, wenn man will, nichts Anderes als angewandte Vornehmheit. Die Kunst soll unter den Gegenständen, die die Natur ihr nur allzu freigiebig von allen Seiten her darbietet, eben so wählerisch suchen wie jede höhere Form der Lebensführung unter den Geberden, den Mienen, den Worten und Tönen, die dem natürlichen Menschen nahe liegen. Lebensform ist nur künstlerische Bezwingung und Gestaltung des Verkehrs, der Geselligkeit, ist Lebenskunst. Und je größer der Stil der Kunstübung, der Lebenshaltung ist, desto gewählter im buchstäblichen Sinne des Wortes sollen Beide sich geben. Bei solcher Wahlverwandtschaft — nur alle Forschung höheren Standpunktes dürfte sich als Dritte diesem Bunde zugesellen — kann nicht Wunder nehmen, daß sich auch sehr enge Wechselbeziehungen zwischen der Kunst der Menschen und der Formung von Verkehr und Geselligkeit herausstellen. Und in der Sittengeschichte der jungen, langsam heranreisenden Völker des neuen germanisch-romanischen Mittelalters läßt sich mindestens für die Anfänge eine überaus starke gegenseitige Einwirkung beider Entwicklungreihen nicht nur vermuthen, sondern nachweisen. Daß schönes Leben und schöne Kunst schon in den Anfängen des zwölften Jahrhunderts in der Provence gleichzeitig emporwuchsen, kann so wenig ein Zufall sein, wie daß der Dichtung, als sie nach dem Norden Frankreichs übergrieff, auch die neue Lebensform auf dem Fuße folgte oder daß Deutschland, das wieder im nördlichen Frankreich die Muster für seine nun ebenfalls rasch emporwachsende Epik, von der Provence aber in etwas schwächerem, doch keineswegs unwirksamem Maße die Vorbilder für seine neue Lyrik erhielt, sogleich auch die französischen Sitten nachahmte. Beide Vorgänge sind bezeichnend für den Beginn des neuen Zeitalters; und daß sie mit den Anfängen der gothischen Baukunst genau zusammenfallen, verleiht ihnen noch schwereres Gewicht; beide sind auch, wie die neue Bauweise, ganz eigenthümliche Erzeugnisse germanischer Bildung; mochte auch das romanische Blut der Provenzalen in die neuen Verkehrsformen viel von seiner Leichtigkeit überfließen lassen: ihre endgiltige Gestalt haben sie im Nordosten Frankreichs und in Deutschland, also auf rein germanischem Boden erhalten, ganz eben so, wie die neue Bauweise und die tiefsten der neuen Gedichte auf ihm erwachsen sind.

Noch weniger aber kann noch Alledem befremden, daß diese neue Auffassung der Lebenshaltung von dem herrschenden Stande des Zeitalters ausging. Vornehmere Sitten können nur von einer vornehmen, also von dem übrigen Volk abgetrennten Schicht gefunden werden. Es braucht nicht in jedem Fall ein Adel zu sein; die Hoffnungen des frisch aufstrebenden Geschlechtes unserer Tage gehen gerade darauf aus, von den geistig Schaffenden

solche Steigerung der Lebensform zu erwarten. Aber daß ein Adel zu solchem Werk besonders, und in so jungen Lebensaltern der Kultur, wie jene Jahrhunderte es waren, einzig befähigt ist, scheint offenbar. Die Aufrechterhaltung und Fortbildung neuer Sitten wird durch die Erblichkeit bestimmter gesellschaftlicher Vorzüge, insbesondere eines bevorzugten Ranges und gesicherter Vermögenslage, so sehr wie die keines andren Kulturgutes erleichtert. Soll aber gar in Zuständen einer wahrhaft ursprünglichen Roheit und Wildheit der Sitten eine Form verfeinerten Verkehrs erst geschaffen werden, so kann Das nicht wohl anders als durch einen Adel geschehen.

So sind denn Adel und Kunst die Urheber und Träger der neuen Bewegung und es sollte schwer sein, zu sagen, ob die Kunst mehr von der entstehenden Adelsitte oder diese von jener gefördert worden ist. Unter den Troubadouren der Provence überwiegt die Zahl der Edelleute; selbst der hohe Adel ist unter ihnen stark vertreten. Die Dichter der nordfranzösischen und deutschen Heldenjänge sind, wie die Lieberdichter dieser Jahrhunderte, meist Edelleute; alle ihre Werke tragen nach ihrem Inhalt und ihrer Weltanschauung das Gepräge einer Standeskunst. Doch wird nicht zu leugnen sein, daß die geistig Schaffenden unter den Rittern dieses Zeitalters auch die Urheber der neuen Geselligkeit waren. Von nichts erzählen ihre Gesänge so viel wie von den Festen des Lebens und der Liebe und von der Entfaltung höfischer Sitte, von der kühnen, aber immer auch edlen Führung und Haltung ihrer Helden.

Und Den, der noch zweifeln wollte, müßte ein noch tiefer in die menschliche Seele führender Zusammenhang belehren. Man hat noch neuerdings behaupten wollen, daß alle Kunst in dem Triebe wurzele, der Mann und Weib mit Leib und Seele zusammenführe, und so wenig man dieser allzu sinnfälligen Auffassung der Kunst zustimmen darf, so ist doch offenbar damit an eine der Wurzeln gerührt, die künstlerischer Bethätigung die meiste Nahrung zuführen. Und mit größerem Rechte läßt sich behaupten, daß alle verfeinerte Sitte menschlichen Umganges, wenn nicht durch Frauenhand geschaffen, so doch von ihr hervorgelockt wird; hier aber treffen sich Kunstübung und Lebensführung jener Tage: die Dichter dieses Zeitalters hat man insgesamt Minnesänger genannt, so viel sie auch von Kampf und Abenteuer melden; der Brennpunkt aber, in dem alle Strahlen des neuen höfischen Wesens sich trafen, war die Frau, die Frau, die jetzt zum ersten Mal in den hellen Vordergrund des äußeren Lebens der Familie, ja, der Gesellschaft trat.

Wer will sagen, ob Frauen selbst die weit zarteren und edleren Sitten geschaffen haben, die jetzt Brauch wurden? So viel unser horchendes Ohr ertauschen kann, ist es Männermund, der die neue Botschaft kündet. Aber damit ist nicht viel oder doch nicht Alles gesagt. Nichts liegt dem Weibe näher, als auf den Mann zähmenden, jüttigenden, verfeinernden Einfluß

zu üben, und selbst die neue Dichtung: ist sie nicht, obgleich nur von Männern gesungen, das Erzeugniß einer Gefühlswelle, die vom Weibe ausging, und ist der Ruhm und Preis der Frauen, in dem sie gipfelte, nicht vielleicht nur der gerechte Zoll der Dankbarkeit, der unwillkürlich den Empfang dieser Anregung bezeugt?

Damit aber verschiebt sich der Gesichtspunkt, von dem aus diese Wandlungen anzuschauen sind, aufs Neue: die Künstler, die Sänger nehmen sich nun nur wie Boten aus, die von dem Lager der eigentlichen Urheberinnen der Bewegung der Frauen ausgesandt sind, um Verkündiger der neuen Lebensgesetze zu werden, und die reißigen Männer, die sich diesem sanften Joch zuerst beugten, waren schon vorher auf einem ganz anderem Schlachtfeld unterlegen, dem ihres eigenen Herzens. Und was sich ursprünglich nur wie eine Verfeinerung des äußeren Lebens ausnimmt, zeigt sich zuletzt als eine Veränderung des innersten Kerns, des Herzens der Menschen: es ist nicht nur die Entstehung der modernen Sitten, sondern auch die der modernen Liebe, um die es sich handelt. Es ist die erste große Umwälzung in dem Verhältnis der beiden Geschlechter, von dem die Kulturgeschichte unserer Völker weiß, und zugleich die größte Machtvermehrung, die je vor der neuesten, in unseren Tagen angestrebt, Frauen zugefallen ist.

Die Frau der Zeiten vor 1150 hatte nicht eine schlechtthin dienende Stellung eingenommen, aber sie war doch unendlich bescheiden zurückgetreten, so im Hause als Gattin und so selbst in der kurzen Lebensblüthe, da die Natur dem Weibe seine sieghaftesten Waffen in die Hand legt. Ein kurzes, starkes Liebeswerben mag auch damals den Jüngling der Jungfrau ein Wenig unterwürfig gemacht haben; aber von schmachtender Sehnsucht und einem Auskosten der Liebesgefühle um ihrer selbst willen wissen auch die Dichter nichts zu melden. Die jungen Zeitaltern durchaus natürlich und selbstverständlich erscheinenden Rücksichten auf Stand und Vermögen haben die Eheschließung wohl fast immer bestimmt, und wenn die Gatten dann auch in Treue bei einander ausharrten, so sind doch hohe Feste großer Leidenschaft damals offenbar nur selten gefeiert worden. Vor Allem aber war die Liebe zwischen Mann und Weib noch fast gar nicht zum Bewußtsein ihrer selbst gekommen. Mochte man sie zuweilen spüren als einen Trieb nicht nur Leibes, sondern auch der Seele: man redete noch nicht davon. Und wie jeder Kunstgenuß dann erst zu voller Stärke anwächst, wenn er seiner selbst gewahr wird, wenn er seine Erhebungen zu begrenzen und zu zergliedern weiß, so bedarf auch der der Liebe und jeder anderen Lebenskunst eines solchen Aufstiegs von triebmäßiger Dampfsheit zu bewusster Klarheit.

Dazu aber kam es jetzt. Schon die Lieberdichtung der Provenzalen war voll von Liebesgetändel, manchmal aber auch schon getragen von großer.

ernster, ja, von phantastisch-romantischer Leidenschaft. Jaufre Rudel, Prinz von Blaya, einer der ältesten Troubadoure und noch im zweiten Drittel des zwölften Jahrhunderts verstorben, hatte von Pilgern immerdar die Gräfin von Tripolis und ihre große Güte und Wildherzigkeit rühmen hören. Er sang viele schöne Lieder auf sie, zuletzt aber fand er an diesem Liebesdienst aus der Ferne kein Genügen mehr; er nahm das Kreuz und fuhr über See, um zu ihr zu gelangen. Noch auf dem Schiffe packte ihn schwere Krankheit, aber man erreichte den Hafen von Tripolis und rief die Gräfin zu dem Sterbenden. Als er zur Besinnung gelangte, war er glücklich, sich bei ihr zu finden, und pries noch im Verscheiden Gott, daß er ihn die Geliebte noch einmal sehen und ihn den Tod erst in ihren Armen habe leiden lassen. Nicht immer ging der Flug so hoch; aber wenn Bertran de Born gegen Ende des zwölften Jahrhunderts in dem schönsten seiner Sirventes seine Geliebte, Frau Mathilde von Montignac, die Tochter des Vicomte von Turenne, besingt und alle Reize ihres Körpers und ihrer edlen Sitte preist, wenn er alle Schönen des Landes schildert, sich von jeder ihren besten Vorzug erbittet und aus diesen Einzeljüngen dann ihr Bild formen will, so wird er doch auch zum Entdecker in dem neuen Land bewußter Liebe.

Auch die Provenzalen fangen wohl von Kampf und Gottesglauben und zuweilen hat auch einmal einer, wie jener Wilhelm von Poitiers, auf die Liebe und alle Eitelkeit der Welt feierlich verzichtet, um ferner nur dem Kreuz zu dienen; aber in der Regel nimmt sich all ihr Dichten nur wie ein Laubwerk von Arabesken aus, das sich um den Stamm ihrer Lebensgeschichte schlingt, und diese wieder weiß nur von Liebesabenteuern zu erzählen. Und so nimmt man denn schwerlich mit Unrecht an, daß der größte der nordfranzösischen Dichter dieses Zeitalters, Chrestien von Troyes, die Lebens- und Liebeskunst der Troubadoure auf den Norden und in die neue erzählende Dichtweise der Versromane übertragen habe. Die Gräfin Marie von Champagne, die Gönnerin Chrestiens, war die Tochter einer provenzalischen Mutter und selbst die Nachkommin des ältesten der Troubadoure und sie hat an ihrem Hofe auch Sänger aus dem Süden um sich versammelt. Vor Allem aber beweisen Chrestiens Gedichte selbst, ein wie gelehriger Schüler er seiner Meisterin war. In Sonderheit sein Lanzelot ist voll von der abgöttisch-klavischen Verehrung, die in den Liedern der Troubadoure der Geliebten gewidmet wurde. Der Held nimmt all die launischen Liebesproben auf sich, die ihm die Herrin auferlegt; nur einmal, als er auch nur zwei Schritte lang zögerte, nach dem Gebote der Geliebten den Schandkarren zu besteigen, macht ihm Guenièvre darüber die bittersten Vorwürfe. Die Märchenmythik, die aus dem Dunkel der keltischen Wälder und dem Inhalt ihrer schwermüthigen Lais in die neue Dichtung drang, hat den fast ausschließlich

erotischen Charakter, der die provenzalischen Lieder beherrscht, in den Ritterromanen Nordostfrankreichs nicht zu so voller Herrschaft kommen lassen. Glaubenssage und Ritterabenteuer treten stärker in den Vordergrund; aber wo immer von Frauen und Liebe die Rede ist, geschieht es doch im Geiste der neuen, gesteigerten und bewußten Leidenschaft. In dem Werke, das Chrestiens Lebensleistung krönt, in der Erzählung vom Graal, giebt die Mutter selbst dem Sohn, den sie in tödlichem Schmerz ziehen läßt, den Rath, Liebesabenteuer aufzusuchen. Parzival aber sucht und findet das Glück, eine Geliebte zu besitzen, nicht nur bei Blancheflour, sondern er tritt auf als rechter Ritter zur Vertheidigung bedrängter Frauen und zwingt den schlimmen Orguellaus de la Lande, die Gattin nicht mehr zu mißhandeln. Der selbe Geist aber, der Chrestiens Gesänge befeelte, hat auch die seiner Nachfahren und Nachahmer auf dem Gebiete des Ritterromanes beherrscht.

Die Gräfin Marie aber, in der man eine der vornehmsten Trägerinnen des eigenen Antheils der Frauen an der neuen Kulturbewegung nachweisen könnte, ließ es bei der Beeinflussung von Dichtern und Dichtungen nicht bewenden; sie hat sogar die Abfassung eines Gesetzbuches der Liebe veranlaßt. Ein päpstlicher Kaplan, Andreas mit Namen, hat ihr, seinem geistlichen Stande zum Trost, diesen Gefallen erwiesen und seine Abhandlung über die Liebe und die Heilmittel gegen sie — *Tractatus amoris et de amoris remedio* hat er das Buch, einen baumbinden Folianten, genannt — diesem Zweck gewidmet.

Eine erstaunliche Thatfache, daß, nachdem man nur eben die Liebe im höheren, gesteigerten Sinn entdeckt, sogleich ein gelehrter Herr auftritt und diese neue Thatfache unter die Lupe nimmt und sie in Paragraphen bringt, — minder erstaunlich vielleicht, daß es ein Geistlicher war. Denn so viel Sachkenntniß in Dingen des anderen Geschlechtes hätte damals, wie auch in manchem späteren Zeitalter, nur ein Priester aufbringen können. Zu einer so umständlichen, sorgfältig in Titel und Kapitel eingetheilten Arbeit wäre es vielleicht doch nicht gekommen, wäre man nicht gerade von der steigenden Welle der mächtig anschwellenden Scholastik emporgetragen worden. Es war um 1170, Abélard und Bernard hatten ihr Werk schon seit Jahrzehnten abgeschlossen und es stetig wachsenden Schülerschaaren hinterlassen. Und da der liebenswürdige Klerikus, dem seine Zeitgenossen und in einem anderen Sinne wir Nachlebenden so viel Aufklärung verdanken, von der anderen Seite her unter dem Einfluß des größten Dichters und — mehr noch — des bedeutendsten Weibes seiner Jahre stand, so konnte dieses einzige Buch entstehen, dessen Bedeutung für die Geschichte menschlicher Leidenschaft schwer zu überschätzen ist und dessen Gedankengang hier in einiger Vollständigkeit dargelegt werden soll.

Wie sachlich und unvoreingenommen der Kaplan zu Werke zu gehen gedachte, hat er im Vorwort den Kaiser und dem Freund Galterus, dem



er sein Werk widmete, mit großer Offenherzigkeit bekannt. Er hat selbst das zuverlässigste Werkzeug, das exakter Forschung von je her bis auf den heutigen Tag zu Gebote gestanden hat, nicht unversucht gelassen: das Experiment. Und er ist keineswegs ein Griesgram des Reichstuhles, denn er bekennt wohl, es habe ihn jener Versuch belehrt, daß Jemand, der sich der Liebesgöttin zuwende, auch in ihre Knechtschaft gerathe. Aber der Zweck seiner Schrift ist nicht, wie der Untertitel „und über ein Heilmittel gegen die Liebe“, vermuthen lassen könnte, die Austreibung dieser Plage, sondern im Gegentheil wünscht er zuerst Mittel anzugeben, wie zwischen Liebenden dieser gute bestehende Zustand unverletzt aufrecht erhalten werden könne. Und nur Den, der nicht wieder geliebt wird, will er belehren, wie er sich den brennenden Pfeil wieder aus der Wunde ziehen könne.

Wie billig, beginnt der gewissenhafte Verfasser mit einer begrifflichen Feststellung Dessen, was man unter Liebe zu verstehen habe, und läßt keinen Zweifel darüber, daß er nicht allzu ideale Vorstellungen von ihr habe. Zwar nennt er sie eine Leidenschaft im eigentlichen Sinne des Wortes, ein Leiden also, und verweist auf die verzehrenden Schmerzen der Eifersucht, von der jeder Ehemann, der arme wie der reiche, geplagt werde. Aber wie herzhaft und handgreifliche Gedanken er mit dem Worte Liebe verbindet, zeigt er, wenn er seinen künstlich naiven Anfangssatz, daß Liebe aus Schauen und Denken bestehe, nämlich dem ungezügeltten Denken an die Gestalt des anderen Geschlechts, begründet. Er verwirft nämlich mit ernsthaftem Eifer die Annahme, als ob Liebe aus dem Sehen einer Person anderen Geschlechtes allein entstehe; das Denken an sie lasse vielmehr erst den Brand entstehen, das Denken an ihre Züge, ihre Gestalt, ihre verborgenen Reize, und der Wunsch, sich ihrer ganz zu bemächtigen. Nur deshalb, setzt er mit scholastischer Umständlichkeit hinzu, könne Liebe nur zwischen Personen zweierlei Geschlechtes entstehen, da Jeder vom Anderen die Verrichtung des natürlichen Liebedienstes erwarte, Jeder mit dem Anderen das volle Geseß der Liebe zu erfüllen trachte.

Doch es bleibt nicht verborgen, daß der gelehrte Kaplan im Zeitalter der Troubadoure schreibt. Er sagt von den Liebenden, daß man sie auf jedes Erdengut verzichten, jede Drohung und Gefahr verachten, selbst den Tod auf sich nehmen sieht. Auch rühmt er von der Liebe, daß ihre Wirkungen fast der Tugend der Keuschheit gleichzukommen vermöchten, weil sie den Liebenden blind gegen jedes anderen Weibes Reize machten. Eine ähnlich schwärmerische Auffassung legt der Liebesphilosoph an den Tag, wenn er auf der Suche nach den Entstehungsweisen der Liebe nur drei Formen: durch Anmuth des Leibes, durch Reinheit der Sitten und durch Beredtheit der Zunge, bestehen läßt, zwei andere aber, durch Reichthum und durch leichtes Zugeländniß des erwünschten Besizes, abweist. Ja, er geht noch strenger

vor und erklärt, Mann und Weib wählten nur dann weise, wenn sie sich durch die Sitten des anderen Theils anziehen ließen. Doch wird der durchaus nicht unfeine Psychologe auch hier nicht zum plumpen Sittenprediger: er läßt gerade bei dieser Gelegenheit einfließen, daß nur heimliche Liebe Freuden bereite, jede Oeffentlichkeit bringe üble Gerüchte zu Werke, und obgleich Liebe überhaupt selten beständig sei, so könne doch den Wenigen, die bei einer Neigung beharrten, durch jedes Kundwerden ihres Liebesverhältnisses nichts als Unbill erwachsen. Man erfährt so zwischen den Zeilen, daß dem Verfasser in der That kaum eine zur Ehe führende Leidenschaft vorschwebt, sondern der neue Brauch der Ritter und Sängler, eine ihnen fremde Dame zur Herrin ihres Herzens zu erheben, wie er denn auch nirgends Zweifel darüber aufkommen läßt, daß ihm als Liebesziel allein die Vereinigung von Fleisch und Blut und durchaus nichts Zarteres vorschwebt. Denn unter den Personen, die der Liebe fähig seien, schließt er alle mehr als sechzigjährigen Männer, alle mehr als fünfzigjährigen Frauen aus, weil sie zu kühl seien; und vor der ungezügelten und treulosen Leidenschaft, die von einem Weibe zum andern schweift, warnt er nur deshalb, weil sie den Mann zum Thier mache. Selbst Das, was er als Rechtschaffenheit, probitas morum, allein als guten Grund der Liebe bestehen läßt, ist vielleicht am Wichtigsten als Gewähltheit der Lebensform, nicht so sehr als irgend welche Tugend zu deuten. Denn unter den segensreichen Wirkungen der Liebe führt Andreas als oberste die an, daß sie den Rohen und Ungechliffenen anmuthig mache, daß sie selbst den niedrig Geborenen durch den Adel seiner Sitten erheben könne.

Unzweifelhaft war des Kaplans vornehmste Absicht auch, solche Verfeinerung der Sitte zu verbreiten: die Sammlung erdichteter Gespräche, die er seiner Schrift einfügte, ist ein Mittelglied zwischen einem Briefsteller, richtiger: einer Gesprächsanleitung, für Liebende — das erste, sehr erlauchte Beispiel also dieser nur heute etwas in Mißachtung gesunkenen Dächergattung — und einer Kasuistik der Liebe; so, wenn ausführlich erörtert wird, was eine Frau zu thun habe, der man den Tod ihres ersten Geliebten fälschlich gemeldet und die sich daraufhin einem andern Freunde verbunden habe. Eine weitere Sammlung von Urtheilen in Liebesfachen dient dem selben Zweck: durch sie sollen für verwickeltere Liebesangelegenheiten untrügliche Regeln aufgestellt werden. Die Form, die Andreas hier anwendet, ist unendlich anmuthig: der streitige Fall wird kurz erzählt, beider Liebenden einandergehende Meinungen werden dargelegt, schließlich wird das Urtheil gefällt. Der Gräfin der Champagne, der auch an anderer Stelle einmal ein ausführlicher Brief zugeschrieben ist, sind all diese Wahrsprüche eines obersten Liebesgerichtshofes in den Mund gelegt: die zarteste Huldigung, die der gallante Kaplan sich erdenken konnte. Viele von den da vorgelegten Fällen

sind von novellistischer, fast boccacciohafter Feinheit. Einem dienend Liebenden legt seine Dame, um seine Treue zu erproben, die Frage vor, ob er jeden Befehl ausführen würde, den sie ihm ertheilen könnte. Er bejaht natürlich und sie erlegt ihm auf, niemals irgend das Geringste zu ihrem Lobe zu sagen. Er hält sein Versprechen auch eine Zeit lang. Da geräth er eines Tages in eine Gesellschaft, in der man gegen die Geliebte die schlimmsten Verleumdungen ausspricht. Er nimmt sie in Schutz und die Dame, die davon erfährt, entzieht ihm ihre Huld, weil er sein Wort gebrochen habe. Nun ist die Frage, ob sie zu streng gewesen sei oder nicht. Die Gräfin aber fällt ihr Urtheil zu Gunsten des Liebenden, zu Ungunsten seiner Herrin.

Man spürt: ein heißer Hauch von Leidenschaft weht durch das Buch des Priesters. Auch von Leichtherzigkeit, Leichtfertigkeit. Vor manchem Keufersten scheut dieser Gesetzgeber der Liebe freilich zurück: er verwirft gänzlich, die Dienste teiler Diener in Anspruch zu nehmen; er eifert zornig selbst gegen die Liebe eines Weibes, die durch Geld erkaufte sei; er verdammt mit der Kirche die verbotene Liebe der Nonnen. Aber wo ihm das eigene Bedürfnis im Wege steht, macht seine Frömmigkeit schnell Halt. Was den geistlichen Frauen recht ist, ist den männlichen Mitgliedern der Kirche durchaus nicht billig. Der Kaplan schildert zwar zunächst sehr stark auf alle geschlechtlichen Vergehungen der Priester, schließt aber diesen Abschnitt in naiver Offenherzigkeit mit dem Geständniß, daß kaum je eines Geistlichen Leben ohne fleischliches Verbrechen verfliege, da die Priester ja durch ihre lange Mühe und ihr Wohlleben vor Anderen den Versuchungen des Körpers ausgesetzt seien. Und er knüpft daran das Geheiß, wenn ein Geistlicher dem Triebe seines Blutes folgen müsse, so möge er nur die Regeln befolgen, die der Verfasser dieses Gesetzbuches für die Laien aufgestellt habe.

Auch was der Kaplan sonst, immer in dem selben unerschütterlichen Ernst einer gelehrten Untersuchung, vorbringt, trägt den Stempel dieser sprühenden Lebenslust. In einem Buch seiner Schrift setzt er ausführlich auseinander, auf welche Art und Weise die einmal erworbene Liebe zu erhalten sei. Und er, der Scholastiker, er, der Geistliche, er, der Vertreter dieses Zeitalters, der emporsteigenden Gothik und Mystik, weiß dabei von nichts wärmer zu reden als von den Tugenden des Körpers und der Leibesübung. Der Liebende möge seine Leidenschaft im Zaum halten; aber welche Handlung, welche Haltung, welche Heberde immer der Geliebten angenehm sei, die soll er „schön und männlich“ auszuüben streben. Er soll sich weise, maßvoll und von wohlbedachten Sitten zeigen; der gelehrte Kleriker braucht hier den unübersehbar seinen Ausdruck *compositusque moribus*. Wohl spricht er auch von den Pflichten der Demuth gegen die Geliebte, aber es ist die Demuth des ritterlichen Minnedienstes, die er meint, und sie hat

mit der christlichen wenig zu schaffen. Es ist die Gefügigkeit des Verehrers, von der er fordert, daß sie zu allen Diensten und Mühen stets bereit sei. Der Kriegsmann aber müsse sich tapfer erweisen und der Geistliche, von dessen Liebeswegen hier nun ganz unbefangen die Rede ist, solle sich nicht darauf verlegen, die Haltung seines Standes abzulegen. Takt und Lebensform predigt Andreas überall. Die Geliebte nicht durch unbedachtes Lob preiszugeben oder irgendwie das Liebesverhältniß offenbar werden zu lassen: die erste Pflicht der Liebenden. Ihr selbst gegenüber soll er sich immer freigiebig zeigen. Alles üblen Umganges muß er sich enthalten, da solcher auch ihn in den Augen der Geliebten herabsetze.

Weiterhin vermißt sich dieser Lehrer reifer Lebenskunst sogar, die schon vollkommene Liebe noch steigern zu können, und er entfaltet da nicht unseine Kupplerkünste. Er empfiehlt vor Allem die Erregung von Eifersucht, die er von niedrigem Verdacht wohl zu trennen bittet. Auch das heikle Mittel des Oeffentlichwerdens steigere die Liebe, wenn diese, was freilich selten sei, lebhaft fortbauere. Trennung und Feindseligkeit der Verwandten erscheinen als Förderungsmittel, eben so heimliches Sehen, ängstlich genossene, verborgene Liebesfreuden. Ja, dieser Seelenkundige steigt in Abgründe des menschlichen Herzens, deren Kenntniß wir den Modernen vorbehalten wännen: er versichert den Liebhaber, selbst die gewisse Kunde davon, daß die Geliebte einem Andern die höchsten Beweise ihrer Gunst zuwende, werde seine Leidenschaft noch steigern, wenn des Liebenden Großherzigkeit ihn dann nicht, wie er vorsichtig hinzufügt, der Geliebten gänzlich abwendig mache.

Ueber die Verminderung und über das Erlöschen der Liebe trägt Andreas Meinungen vor, die ähnlich tief in seine Gesinnung hineinleuchten. Auf welchen Stand all sein Reden abzielt, giebt er zu erkennen, wenn er die Liebenden warnt, sich untüchtig im Kampf oder daheim in irgend einem Sinne knauserig zu zeigen. Schon die Anhäufung eines ungeziemenden Maßes von Reichthum ist in seinen Augen der Liebe schädlich. Ueberaus bunt ist die Reihe der Ursachen, aus denen ein Liebesverhältniß endigen könne. Untreue und Zähorn, Impotenz und Abfall vom rechten katholischen Glauben, eine neue Leidenschaft — da Niemand Zwei zu gleicher Zeit zu lieben vermöge —, aber auch eine plötzliche Heirath treten da auf. Die Hochzeit, von der hier die Rede ist, kann keine andere sein als die der Liebenden selbst. Der drohlich ernsthafte Zusatz, daß mancher Liebenden offenkundige Lehre diesen Satz beweist, lehrt es deutlich. Der priesterliche Verfasser mag sich doch gescheut haben, ausdrücklich zuzugestehen, daß sein Gesetzbuch der Liebe im Wesentlichen auf den Ehebruch gemünzt sei. Eine Kasuistik des Treubruches, die sich diesen Lehren anschließt und die mannichfachen Möglichkeiten der Aufhebung eines Liebesverhältnisses durch eine der beiden Par-

teien aufstellt, geht immer von der selben Voraussetzung eines außerehelichen Liebesverkehrs aus. Und die Tafel von einunddreißig Regeln der Liebe, die das Ganze krönt, läßt nirgends das Gegentheil vermuthen.

Alle diese Eindrücke werden auch dadurch nicht zerstört, daß der Kaplan, sei es aus etwas gezwungener Rücksicht auf Amt und Lehre, sei es in den späteren Jahren leidenschaftlosen Alters oder gar trüber Gewissenskämpfe, seiner Schrift einen Abschnitt beigelegt hat, in dem er Alles wieder zurücknimmt, was er zu Lob und Preis der Liebe gesagt hat. Er erinnert nun in den beweglichsten Ausdrücken an die Verdammlichkeit allen Ehebruches; er erklärt sehr naiv, daß die außereheliche Liebe doch Gott nicht wohlgefällig sein könne, da Gott die Ehe geboten habe, ja, er droht sogar mit Höllestrafen. Schwerer noch mag dem Verkündiger der neuen Liebes- und Lebenslust geworden sein, einen Katalog der weiblichen Laster aufzustellen, in dem Haßgier und Neid, Gefräßigkeit und Lüsterheit, Stolz und Eitelkeit, Trunksucht und Verleumdung, Schwachhaftigkeit und Leppigkeit, Unzuverlässigkeit und Treulosigkeit zu einer schlimmen Reihe zusammengefügt sind. Er ist die Voraussetzung, von der aus der nun wieder fromm und weltlichen gewordene Kaplan der Liebe gänzlich abschwört. Aber man glaubt ihm diese Wandlung nicht: warum hätte er dann den Haupttheil seiner Schrift in die Welt gehen lassen, warum wäre er, wenn etwa das Uebel schon früher geschehen war, nicht wenigstens nachträglich aus dem begeistertsten Anwalt der neuen Liebe ihr Feind geworden? So aber that er nicht: denn er fügte nur diesen lahmen Schluß an, behielt aber alle frohe Weltlust und Leppigkeit seiner übrigen Ausführungen bei.

Vergißt man dieses wunderbarlich verlogene Pfaffenstücklein, so wird man dem gelehrten Kündler der neuen frohen Botschaft noch dankbarer sein als den Dichtern, die ohne solche Umschweife das Hohe Lied der neuen Liebe sangen, die aber auch weit weniger beredt waren. Man erfährt durch den Kaplan Andreas wirklich, von welcher Beschaffenheit diese Revolution der Herzen und der Geschlechter war. Eine Eigenthümlichkeit ist ihr ganz unverkennbar aufgeprägt: ihre heiße Sinnlichkeit und ihr Gegensatz zu allen überlieferten Sittengesetzen. Sie war unjütlich nach der bestehenden — und zwar nicht nur der von der Kirche verkündeten — Sittlichkeit und sie wußte, was damit sich zwar durchaus nicht deckt, wohl aber eng zusammenhängt, weit mehr von den Freuden des Leibes als des Herzens. Wo Andreas die Treue Liebender rühmt, geschieht es nie in den eng umschlossenen Bezirken der Ehe; und selbst den außerehelich Verbundenen rath er fort und fort, theils offen, theils versteckt, diese Tugend nicht zu übertreiben.

Aber beide Eigenschaften sind nicht dazu angethan, die Bedeutung der Umwälzung, die sich in dem Verhalten der beiden Geschlechter damals vollzog, abzumindern. Daß diese fremde, neue Blume so wildwachsen aufschöß, hat

ihrem Duft durchaus keinen Eintrag gethan. Welcher Kenner des menschlichen Herzens sollte sich darüber wundern, daß die neue Form der Liebe in der Treibhausluft verbotener Leidenschaft am Frühesten emporküchelt? Und eben so wenig darf man zweifeln, daß die ungesetzliche Leidenschaft auch die gesetzliche nach sich zog. Vor Allem aber wende man nicht ein, daß es sich ja damals offenbar nur um eine — zwar neue und unerhörte — Steigerung trüber Sinnlichkeit gehandelt habe und daß die so sehr viel reineren und zarteren Blüten der moderneren und gefühlsreiferen Liebe nicht an dieser Blume des Uebels, um mit Baudelaire zu sprechen, aufgebrochen sein könnten. Denn erstens ist auch die sentimentalischste Liebe der neuesten Jahrhunderte, die der Wertherzeit, durchaus nicht so unsinnlich und unkörperlich gewesen, wie uns die Sprache ihrer Dichter vordrückt; und zweitens: was sich damals im zwölften Jahrhundert vollzog, war wichtig, weil es doch eine neue Bewußtheit menschlichen Genießens steigerte, und diese Bewußtheit war von der sinnlichen oder unsinnlichen Richtung der neu erkannten Leidenschaft ganz unabhängig.

Kunst und Leben sind, wie in hundert anderen Dingen, einander auch darin ähnlich, daß jedes verstandesmäßige Begreifen ihre Freuden um ein Beträchtliches vermehrt. Beide sind an sich zunächst ganz ungeistiger Art und haben mit unserer kühlen Vernunft von Anfang wenig zu schaffen. Aber noch jeder glückliche Versuch, ihre Früchte noch schmackhafter, noch reizender für unseren Gaumen zu machen, hat sich in der Form vollzogen, daß er eine begriffliche Aufhellung vorher dunkler Vorgänge, ein verstandesmäßiges Bergliedern starker, plumper Triebe vornahm. Man schuf sich im Kopf einen Widerhall der Vorgänge des Leibes und der Seele und hat sie dadurch nicht nur gesteigert, sondern oft überhaupt erst recht genossen. Denke man an spätere ähnliche Aufhöhungen der Lebenskunst, an die Entdeckung der Schönheit der Landschaft und an die zweite Vertiefung der Liebegefühl von den Anfängen des achtzehnten Jahrhunderts ab, an die tausend Bereicherungen, die durch die noch halb naturalistische, halb schon stilisirende Kunst der Ausgänge des neunzehnten Jahrhunderts unserem Vermögen an Lebensgenuß beigelegt sind, so begreift man am Besten, was im zwölften Jahrhundert vor sich ging. Und schließlich lag einem Zeitalter, das von seinen Vorgängern nur eine derbe Sinnlichkeit überkam, nichts näher, als sich zuerst dieses Erbgutes zu bemächtigen, wenn es überhaupt unternahm, sein Lebensbewußtsein zu mehren. Daß eine eben so bewußte, aber den Herzen näher verwandte Liebe am Ehesten auf diesem scheinbar von ihr weit fortführenden Wege zu finden war, lassen auch die Gestalten treuer Liebenden in Chrestiens Sängen, läßt das heroische Dulden und Schwächen manches Troubadours um die Huld einer Herzensdame erkennen. Den Gewinnst an bewußtem Lebensgefühl theilten beide Geschlechter;

den Frauen allein aber fiel eine andere Frucht der Reuerung zu: die vollkommene Veränderung in dem Verhältniß von Mann und Weib. Welch ein Bild: am Hofe einer Frau der größte Dichter und ein Inhaber aller Gelehrsamkeit der Zeit im Wettbewerb, ihr Geschlecht zu rühmen, das zuvor eigentlich nur dann aus dem Dunkel der Kinderstube und der Hauswirthschaft hervorgetreten war, wenn einmal der Zufall der Geburt eine aus seinen Reihen auf den Thron geführt hatte. Jetzt aber preist der beredete Forscher seine Beschüßerin auf jede Weise, erklärt sie zur Richterin in allen Liebeshändeln und erweist ihrer Urtheilskraft die feinsten Huldigungen. Der fanatische Eifer seiner scholastischen Logik mag den Kaplan sehr oft dazu verlockt haben, von beiden Geschlechtern als ganz gleichen zu reden; so ist denkwürdig, daß er die Geliebte nicht als solche, sondern als Coamans, also als Mitliebende zu bezeichnen pflegt. Aber diese zunächst nur begriffsmäßige Ebenbürtigkeit entspricht doch fast immer auch dem Sinn seiner Ausführungen: Er überrascht sehr oft dadurch, daß er von der Frau als einer eben so thätig eingreifenden Partei des Liebesverhältnisses redet wie vom Manne. Ihre Ueberlegenheit tritt nicht selten unverhüllt hervor, wenn von ihr als der Herrin, vom Mann aber als dem gehorsam Dienenden die Rede ist.

Frankreich war der Sitz und Ausgangspunkt dieser Kulturumwälzung. Aber mit seiner Dichtung, mit seinen Sitten fluthete sie bald in die anderen Länder hinüber. Deutschland insbesondere, dessen neue Dichtung sich damals so völlig hingeeben an dem Vorbild der französischen Sangeskunst emporrankte, war auch in diesem Stück ein gelehriger Schüler. Die Gesänge und Lieder selbst waren von Frauenlob ganz erfüllt. Die Nibelungen freilich, die nur den köstlichen alten Wein der Heldensage in die neuen Schläuche des Volksfanges faßten, sind von diesem Geist noch wenig berührt. Aber vergegenwärtigt man sich, wie archaisch einfach die Liebe Siegfrieds und Gunthers geschildert wird, so empfindet man den Gegensatz der Zeit um so stärker. Die erzählenden Dichtungen der höfischen Sänger hallen wider von Liebe und Liebesleid: fast alle haben, von Heinrich von Veldeke bis auf Wolfram von Eschenbach, die Schicksale bedrängter Liebespaare zum Mittelpunkt und Hauptstoff der Handlung. Und wenn Walther von der Vogelweide in seiner männlich-starken Art von Ritterstreit und Rittergeschick, von Kirche und Staat fast mehr noch zu singen wußte als von Frauendienst, so sind doch auch die Lieder dieses Zeitalters ganz erfüllt von stürmischer Werbung und süßen Herzensfreuden. Die volkstümliche Bezeichnung dieser Entwickelungsstufe des deutschen Schriftthums als des Zeitalters der Minnesänger rührt wirklich an die innerste seelische Wurzel ihres dichterischen Schaffens.

Auch Brauch und Sitte der Liebenden, wie ihn die Dichter schildern, ist mindestens ihren Worten nach dem französischen Vorbilde ähnlich. Fast

niemals, hat ein guter Kenner dieses Schriftthums gemeint, ist auch in den Liedern deutscher Sänger dieses Jahrhunderts das Glück ehelicher Liebe geschildert und gepriesen worden. Die wilde Blume Leidenschaft hat mit ihrem berausenden Duft auch ihnen ganz den Sinn beruckt.

In der nicht eben reich entwickelten Dichtung Englands macht sich in der Zeit zwischen 1150 und 1300 der gleiche Einfluß des neuen französischen Liebesideals geltend; nur war hier der Widerhall weit weniger stark und eigenthümlich als in Deutschland. In noch viel unbedingterer Abhängigkeit zu französischen Vorbildern stand das italienische Schriftthum dieser Zeiten. Die Lieberdichter Siziliens und des mittleren Italiens waren ganz von den Troubadouren der Provence abhängig, in Oberitalien ist gar in provenzalischer und in französischer Sprache gedichtet worden und mit dem Sange von Liebeslust und Liebesleid verband sich auch hier die gesteigerte Auffassung des Verhältnisses zwischen Mann und Weib, wie sie sich in Frankreich gebildet hatte.

Es wird immer schwierig bleiben, festzustellen, inwiefern das Bild, das Theorie und Dichtung von dem Leben eines Zeitalters entwarfen, der Wirklichkeit entsprach. Doch es fehlt nicht ganz an anderen Spuren. Wie verbreitet die außereheliche Liebe der Frauen war, kann durch nichts besser bezeugt werden als durch die Vorschrift des Rechtsbuches der Etablissemens Ludwigs des Heiligen aus dem Jahre 1272/73, daß ein Lehnsmann die Frau oder die unverheirathete Tochter des Lehnsherrn nicht verführen dürfe, bei Strafe der Lehnsverwirkung. Oder durch die andere, daß auch der Lehnsherr den weiblichen Angehörigen seines Lehnsstragers gegenüber ähnliche Zurückhaltung aben solle. Die Jungfräulichkeit der adeligen Wadchen schugt das selbe Rechtsbuch durch die Bestimmung, daß jedes Fräulein, das vor der Hochzeit Kinder habe oder nachweisbar unkeusch lebe, das Recht auf ihr Erbtheil verlieren solle.

Auch den Dichtern ist dort noch viel unbedingter zu trauen, wo sie ganz bestimmte einzelne Umstände schildern. Sie sind auf ihre Weise viel zu realistisch, als daß sie nicht Lebensgewohnheiten schildern sollten. Da aber ergiebt sich für Frankreich wie für Deutschland eine Freiheit der Sitten insbesondere bei Frauen, manchmal doch auch bei Wadchen, die von des Kaplan Andreas Grundsätzen nicht allzu weit abweicht. Rittern, die in befreundetem Schlosse nächtigen, bietet die Tochter des Burgherrn ihre Minnendienste an; gefangene Edelleute finden an den Frauen und Töchtern ihrer Sieger Geliebte. Einem Landgrafen soll ein schönes Wadchen, das ihm beim Tanz gefällt, sogleich zugeführt werden. Als der Fürst einen Verwandten auf seiner Burg besucht, heißt es in dem Sange von der Heiligen Elisabeth: ich wart ein junger wibesname geworfen in sin bett dar. Ueber solche schnell voruberrauschende Liebeshändel hinaus reichen lange andauernde Liebesverhaltnisse, in denen ein Amis, wie es auch im Deutschen hieß, mit seiner Amie

Jahre lang in lösbarewilder Ehe lebte. Am Deftesten aber warb ein Ritter in heimlichem Minne- und Ehrendienst um eine verheirathete Frau, nicht in schwächender Sehnsucht und aus der Ferne, sondern immer mit dem Gedanken, sie als Geliebte zu gewinnen. Der Ritter reitet dann zuerst in stiller Huldigung zu Ehren seiner Dame. Später schrieb er wohl bei Tafel mit vergoffenem Wein das Wort *amo* auf den Tisch; dann tauscht er kleine Geschenke mit ihr, trägt im Turnier einen Aermel ihres Gewandes als Banner am Speer. Um den Ehemann zu hintergehen, ward viel List angewandt; man weiß, wie viele künstliche Mittel der berühmteste der ritterlichen Liebhaber, der Kastellan von Couci, angewandt hat, um mit der Dame von Fayel sichere Zusammenkünfte zu haben. Der Gatte aber, der den Liebhaber seiner Frau überraschte, war nach der geltenden Anschauung im Recht, wenn er ihn tötete oder ihm eine schimpfliche Verstümmelung beibringen ließ. Von dem Ehebruch als solchem wird mit leisem konventionellen Abscheu gesprochen, sonst aber faßt man auch die derbsten Realitäten des Lebens sehr unbefangen ins Auge. Im französischen *Tristan* wird dem betrogenen König *Markes* das Sprichwort *Vuide chambre fait dams folle* vorgehalten.

Schwerlich wird man aus diesem leichten Ton der Dichter entnehmen dürfen, daß nun alle eheliche Treue mit einem Schlage aus der Welt verschwunden sei. *Wolfram von Eschenbach*, freilich in diesem Fall eine seltene Ausnahme unter den Sängern des Zeitalters und auch sonst durchaus nicht der Anwalt so tugendhafter Anschauungen, hat einmal zum Preise ehelicher Liebe sehr warme Worte gefunden. Die Dichter mögen der Wahrheit gemäß geschildert haben, aber es mag so wenig wie irgendwam die Wahrheit der nüchternen Alltagsmenschen, sondern die der leidenschaftlich gesteigerten Naturen gewesen sein. Fest steht nur: so wenig man in älteren Zeiten den Ehebruch des Mannes mit einer Magd als unsittlich empfunden hatte, so wenig nahm man nun an der Minne zwischen einem Ritter und der Ehefrau eines Standesgenossen inneren Anstoß. Und auch daran kann kein Zweifel bestehen, daß die tiefe Ummwälzung in dem Verhältniß zwischen Mann und Frau, für die bei Forschern und Dichtern gleich starke Zeugnisse nachzuweisen sind, wirklich stattgefunden hat. Es sollte die Zeit kommen, wo die Aufhellung und Bereicherung der Liebes- und Lebensgefühle, die sie bedeutet, nicht mehr nur auf den Seitenwegen verbotener Minne gesucht und gefunden wurde. Die Frau aber mochte an Sittsamkeit verloren haben: in ihrer geistigen Entwicklung und auf dem Wege zu größerer Selbständigkeit hatte sie einen großen Fortschritt gemacht.

Die Franzosen waren die Pfadfinder gewesen. Doch mögen die Deutschen, Italiener, Engländer, da sie ihnen folgten, nicht nur dem fremden

Muster, sondern auch dem eigenen gleichen neuen Triebe nachgegangen sein. Ob man die Verbreitung des Minnebienstes, wie wohl geschehen ist, als einen Einbruch welscher Unzucht und eine Niederlage der eingewurzelten deutschen Keuschheit mit Recht betrachten darf, scheint mehr als zweifelhaft. Wenn Wolfram von Eschenbach in seiner Parzival-Nachdichtung an einer Stelle, wo sein französisches Vorbild nur vom Raub eines Kusses redet, den Vorgang sehr viel versänglicher schildert, so spricht Das nicht dafür. Auch sein Lobgesang auf die eheliche Liebe spricht mehr von ihrer Gefahrlösigkeit und Bequemlichkeit als von ihrem sittlichen Werth. Gustav Freytag wird Recht behalten, wenn er auch von den deutschen Rittern des Zeitalters annimmt, daß ihnen schweifende Liebesabenteuer die Poesie des Lebens bedeuteten, daß sie zu Hause zwar nicht gerade treue, aber doch wahrscheinlich warmherzige Gatten und liebevolle Väter waren. Daß die Franzosen voringen, ist kein Zufall; auch später mag sie ihr heißes Blut zu leidenschaftlicherem Liebeseifer getrieben haben als die kühlen Deutschen oder Engländer; im Ganzen aber handelt es sich wohl um die Erreichung einer neuen Entwicklungsstufe des persönlichen Lebens bei allen beteiligten Völkern.

Wer dem Dichten und Trachten der Menschenseele nachspürt, wird diesem geschichtlichen Vorgang mit ungewöhnlicher Theilnahme folgen. Alle innersten Verknüpfungen unseres leiblichen und geistigen Seins sind hier bloßgelegt. Der dem eigenen Ich zugewandte Verstand hat hier offenbar die leitende Rolle übernommen: aber das Licht, das er, damals zuerst, auf Lieben und Leben fallen läßt, hellt scheinbar nur das derbe Drängen der Sinne auf, die ihr Erstgeburtrecht nicht so leicht aufgeben wollen. Und dennoch ist der zarteste der drei Genossen, aus deren mystischer Dreieinigkeit wir uns noch immer unsere Persönlichkeit zusammengesetzt denken, das Herz, es doch, das bei dieser Umwälzung gewinnt. Allzu flüchtig, allzu einfach sind die Freuden leiblichen Rausches: so naiv auch Dichter und Denker dieser Zeitenwende in ihnen noch Ziel und höchstes Gut der Liebe erkennen: die Erregungen des Herzens und die mannichfachen Wechselfälle inneren Schicksals werden von ihnen doch schon mit solchem Scharfblick beschrieben, daß man nicht mehr daran zweifeln kann: in diesem fühlenden Erleben lag die Neuerung und die Bereicherung, die die damalige Verwandlung des Menschen den nun kommenden Geschlechtern brachte. Jenes Verben um eine unerreichte oder unerreichte Frau, von dem sie so oft berichten: ist es denkbar ohne eine Kultur des Herzens, die, wie wir uns nicht selten schmeicheln wollen, als eine Errungenschaft erst unserer Zeiten und ihrer unerhörten Verfeinerungen gilt? Die nächste Staffel in dieser Entwicklungsreihe, die Umwälzung von 1750, hat dem Empfinden zu noch stärkerem Uebergewicht über die Sinne verholfen. Vielleicht stellt sich das innere Schauspiel unserer Tage, um 1900 den Nach-

lebenden als eine noch stärkere Wiederholung dieses Vorstoßes der Seele auf Kosten des Leibes dar. Und doch ist selbst heute noch fraglich, ob auch die lauterste, zarteste und vollauf in sich selbst befriedete Neigung des Herzens von sinnlichen Banden ganz befreit gedacht werden kann. Der liebende Mann kann der Frau auch in diesem Betracht hohe Opfer bringen: aber liegt nicht in der Entbehrung noch ein letzter Nachhall des Entbehrten? Und wird durch die Beschränkung oder selbst Beseitigung der Bezeugungen rohester Sinnlichkeit der Reiz der unbeanstandeten, zarteren und zartesten Sinnenfreuden nicht eher erhöht als vermindert? Es wäre Heuchelei, behaupten zu wollen, daß bei Vertreibung der plumpen Erregungen den ausgestoßenen die feineren auf dem Fuße folgen. Im Gegentheil: sie befestigen dann erst recht ihre Herrschaft. Und so soll man heute auch da, wo man eine straffere Beherrschung des Leibes erreicht hat, mit Nachsicht über die urwüchsige Ungebundenheit alter Zeiten urtheilen: diese Menschen haben nur die erste und vielleicht steilste und dornigste Strecke des Weges zurückgelegt, den wir noch wandern, und haben so in Wahrheit den Empfindsamen von 1750 und den nur im Seelenwansch Trunkenen von heute die Bahn bereitet.

Steglich.

Professor Dr. Kurt Vreyfig.



Hörer und Dichter.

Eine Ansprache bei Rezitation meines Epos „Zwei Menschen“.

Verehrte Anwesende, Sie sind sehr Wenige! Erlauben Sie mir, bevor ich mit meiner Dichtung beginne, Ihnen zunächst meinen Dank zu sagen dafür, daß Sie mir zuhören wollen. Der epische Dichter geht ja in ganz besonderem Maße von der Vorstellung aus, daß sein Wort einem Hörerkreis vorgetragen wird; natürlich einem, der willig und fähig ist, ihm zu folgen. Die im letzten Jahrhundert erst aufgekommene Meinung, der Dichter dichte im Grunde nur für sich selber, war nichts als ein Anzeichen des schlimmen Zerwürfnisses zwischen Schaffenden und Genießenden, an dem das ganze soziale Leben jener Jahrzehnte kränkelte; zum Glück erholen wir uns allmählich davon. Es ist dem Dichter des Hohen Liedes oder der Odyssee nicht eingefallen, nur zu ihrem Privatvergnügen die alten Romanzen und Balladen ihrer Volksgemeinden schließlich in eine epische Harmonie zusammen-

zufassen; zahlreiche Stellen im Homer, sämmtliche Strophen des salomonischen Fragments bezeugen, daß sie zum Vortrag in der Halle irgend eines patriarchalischen Herrenhofes, am Marktbrunnen irgend eines Städtchens bestimmt waren, kurz daß der Dichter nur der berufenste Vollstrecker des allgemein menschlichen Mittheilungsbedürfnisses ist.

Ein Kreis von Hörern, die dem Dichterwort folgen können: Das umfaßt auch schon Alles, was dem Epos sein bleibendes Stilgesetz giebt, mag sich auch je nach Zeit und Ort, Volk und Land die Form aufs Verschiedenste ändern. Die Sprechstimme eines einzelnen Menschen, die eine bis zwei Stunden lang ununterbrochen ihren fesselnden Reiz behalten soll, erlaubt natürlich schon von selbst keinen so großen Hörerkreis wie etwa das gesungene Wort oder die Wechselrede im Schauspiel, wo mehrere Kräfte einander ablösen und mit Geberden unterstützen. Und damit nun dieser kleine Kreis — ich meine nicht nur den hier versammelten — auch unvermindert aushält beim Vortrag, muß die Dichtung natürlich so gebaut sein, daß sie die Hörer dauernd spannt und zugleich doch die Abspannung verhütet, die aus der Mühe des Zuhörens leicht entsteht.

Daraus ergibt sich Zweierlei. Erstens, wie Goethe es nannte, die retardirende Komposition des Epos, die uns mitten hinein in ein Schicksal führt und erst allmählich an allerlei äußeren Vorgängen das innere Leben der handelnden Menschen entwickelt, — wesentlich anders als auf der Bühne, wo rasch mit einigen Worten und Gesten alle möglichen inneren Eigenschaften unmittelbar vorgeführt werden können, die dann an einer einzigen Handlung die äußere Lebensprobe zu bestehen haben. Und zweitens nöthigt der Hörerkreis — und seltsamer Weise hat Das noch kein Kesthetiker recht gewürdigt — den Dichter zur rhythmischen Konstruktion, durch die das Gehör willfähriger aufs innere Sinnbild hingelenkt, vom äußeren Bildwerk nachhaltiger gereizt, also doppelt aus Wesen des Wortes gebunden wird; Das ist der ganze Anlaß und Zweck der sogenannten gebundenen Rede, die man vielleicht noch besser die bindende nennen sollte.

Diesen konzentrirenden Rhythmus hat freilich das Epos mit aller Dichtung gemeinsam, die Geist und Gefühl des Genießenden über den bloßen poetischen Rohstoff — also Fabel, Motive, Ideen u. s. w. — zu einer harmonischen Gesamtanschauung erheben will; nur muß der epische Rhythmus naturgemäß stetiger sein im Takt als etwa der eines kurzen Liedes und dabei wechselnder im Tempo als der dramatisch drängende Tonfall. Ganz wesentlich aber unterscheidet es sich ebendadurch vom Prosaroman, der eigentlich nur ein Bastardprodukt aus Biographie und Novelle ist. Auch der Prosaroman kann gut komponirt sein und einen gewissen Rhythmus enthalten, einen stückhaften Rhythmus von Satz zu Satz; aber niemals kann er die

Komposition konstruktiv auf den Rhythmus selbst aufbauen, zu einem geschlossenen Organismus. Er rechnet nicht mit dem Hörerkreis, der sich auf ein Gesamtgefühl sammeln soll; er rechnet mit dem einzelnen Leser, der durch vielerlei Reize zerstreut sein will. Daher die Ueberladung unserer Romane (ich rede natürlich nur von den guten) mit wissenschaftlichen Delikatessen aus Psychologie und Pathologie, mit Details aus dem sozialen Milieu, mit landschaftlichen Kuriositäten, mit langen Schilderungen der Stimmung und breiten Beschreibungen der Gefühle, — lauter Dingen, die der Versroman, also das Epos, kraft der konzentrierenden Eigenschaften des Verses, einfach zwischen den Zeilen liegen lassen kann. Dem Prosaisten wäre es, zum Beispiel, selbst wenn er wollte, gar nicht möglich, mit etlichen stereotypen Floskeln — ich erinnere nur an den „göttlichen Dulder“ Homers —, überhaupt mit Anklängen und Wiederholungen die allerverschiedensten Wirkungen auszulösen, je nach dem Zusammenhang, in dem die Worte wiederkehren; ohne die rhythmische Mnemotechnik würden sie auf der großen Fläche entweder überhaupt dem Gedächtniß entfallen oder den feilischen Nachhall einbäßen, wenn sie nicht gar ins Falsche umschlugen.

So verfällt der Roman dann weiter darauf, sich der Neigung des Lesers anzubequemen, die das Poetische gern schon im Rohstoff sucht, um rascher in Spannung zu gerathen: auf gewisse ausschließlich phantastische, romantische, archaische Liebhabereien, die über das angeblich unpoetische Alltagsleben von vorn herein hinweghelfen sollen. Einen Hörerkreis würde Das bald abstupfen, wie jede andere Eintönigkeit. Man muß sich klar darüber sein, daß den Hörern Homers eine Seefahrt nicht eine Spur romantischer vorkam als etwa uns eine Gletscherpartie, daß ihnen ein „chern dröhnender“ Rennwagen kein poetischerer Gegenstand war als uns ein stählern blickendes Zweirad. Jene Abenteuer des Odysseus, die Kämpfe der Helden um Troja, die Haß- und Liebesaffären der Götter waren damals landläufige Alltagsgeschichten und erst die rhythmische Kraft des Dichters machte sie weltbedeutend. Auch Homer wird freilich manches Neue zum Altbekannten hinzu erfunden haben; und das Romantische, Mythische, Phantastische gehört natürlich mit zum Leben und also auch mit in die Kunst; aber man halte es nicht für das Wesentliche, es ist nur interessanter Rohstoff und das Wesen der Kunst ist Stoffbehandlung, ist die rhythmische Umgestaltung des Lebens zu einem harmonischen Welt-Sinnbild.

Das ist es erst, was uns Kunst und Dichtung zum höchsten Inbegriff aller Kultur stempelt, zum Sinnbild unserer Naturbeherrschung; was sie verschmilzt mit aller menschlichen Geisteserschöpfung, mit Religion, mit Wissenschaft, mit Privatmoral und Sozialpolitik und — in unserer Zeit der Großhandelshegemonie sei es ausdrücklich gesagt — mit allem Handel und Wandel

menschlicher Schaffenskraft überhaupt. Alles läuft auf das Eine hinaus: Ausbeutung der Natur zu menschlichen Genußzwecken durch Umschaltung der natürlichen Kräfte. Denn selbstverständlich ist auch das Urprinzip aller Kunst, eben der rhythmische Ordnungstrieb, der Grundtrieb jeglicher Harmonie, in der Natur selbst schon enthalten, — und so erklärt sich das Wort Dürers, die Kunst sei schon drinnen in der Natur, man müsse sie nur herauszureißen wissen. Wohin wir blicken im Umkreis des menschlichen Wirkens, überall spüren wir dies Prinzip: in dem fast noch barbarisch monotonen Takt der ältesten religiösen Hymnen, in den hieroglyphischen Rudimenten des Ebenmaßes unserer Handschrift, in der einfachen Schwingung des Pendels, aus der die moderne Naturforschung die komplizirten Gesetze der Weltbewegung berechnen lernte, in den Schwebungsverhältnissen der Ton- und Lichtwellen, die uns sympathisch oder antipathisch berühren, ja in der ämpelsten Eintheilung menschlicher Thätigkeit nach Arbeitstagen, Kontorstunden, kostbaren Minuten und — last not least — im Pulsschlag des Herzens.

Und daß die einzelnen Schaffenskreise dies natürliche Band wieder fühlen und mit Bewußtsein inniger knüpfen lernen: Das ist es, was die Gesamtkultur eines Volkes wie des Einzelnen ausmacht, und in diesem Sinn danke ich Ihnen, dem kleinen Kreis meiner Zuhörer. Denn in diesem Kreis darf ich es aussprechen: Immer nur Wenigen theilt sich höchster Kunstwille innerst mit; aber auch diese Wenigen sind dem Künstler werthvoll nur insofern, als sie eine Allgemeinheit repräsentiren, als sie würdig sind, selbst ein Sinnbild vorzustellen, ein Sinnbild gemeinsamen Menschenstrebens über die Nothdurft der Natur hinaus.

Dies bitte ich Sie im Auge zu behalten, wenn Manches im Verlauf meiner Dichtung — wie überhaupt in jeder Dichtung, die auf Umfassung der Lebensgewalten ausgeht — sich obenhin fast so anhören sollte, als handle sich hier um eine Beherrlichung brutaler persönlicher Instinkte. Das wäre natürlich das Gegentheil von einer Kunst der Naturbeherrschung. Aber man wird nicht leugnen können: wo geherrscht werden soll, muß Etwas da sein, das der Beherrschung werth und bedürftig ist. Der zügelnde Geist ohne starke Triebe wäre ein Reiter ohne Pferd; wie hinwieder selbst das edelste Vollblut nichts nützig wird und niederträchtig, wenn nicht ein ebenbürtiger Herr es mit Geschick zu bändigen weiß. Und zum Stoff meines Epos gehört (unter anderen Motiven) eben auch die Erringung jenes geistigen Allgemeingefühls, das den vom Schicksal getriebenen Einzelmenschen über sein Schicksal erhaben macht.

Blankesele.

Richard Dehmel.



Der Dramatiker Bernard Shaw.

Der englische Schriftsteller Bernard Shaw, ein jetzt sechsundvierzig Jahre alter Ire, der als Musikkritiker für Richard Wagner, als Literaturkritiker für Henrik Ibsen in England gekämpft hat, ist ein vielseitiger Mann. Er hat nicht nur ein volles Jahrzehnt hindurch Kritiken geschrieben, sondern ist auch während eines noch längeren Zeitraumes als sozialistischer Agitator, erst der marxischen Richtung, später britisch-parlamentarischen Stiles aufgetreten. Er ist ein Bewunderer der italienischen Renaissance, war der Anwalt der englischen Praeraffaeliten und ist heute der eigenartigste Schauspieldichter des Inselreiches. Englische Schauspiele werden selten auf den Kontinent eingeführt. Manchmal eine Posse, wie „Charleys Tante“, ein vereinzelt werthvolles Drama wie Arthur Pineros „Zweite Frau Tanqueray“, sentimentale Winzigkeiten geringen Gehaltes wie „Trilby“ und Ähnliches. Es wäre gut, wenn ein paar Stücke von Bernard Shaw im festländischen Norden aufgeführt würden; dann erst bekäme man einen Begriff von dem modernen Drama der Briten, die auf so vielen anderen Gebieten voranschreiten.

Hinter Shaw steht Ibsen. Doch so starke Gemüthsbewegungen er ursprünglich wohl in Bernard Shaw bewirkte: im Einzelnen kann von einer Beeinflussung nicht die Rede sein. Dazu ist Shaw zu originell und zu grundenglisch. Von Ibsen, dessen Herold er war, empfing er zunächst wohl nur die Anregung, sich in das Persönlichkeitsleben sehr komplizirter Menschenseelen zu vertiefen, und den fortwirkenden Impuls, der ihn trieb, allgemein anerkannte Vorurtheile, dramaturgische wie menschliche, abzuschütteln. Sonst sind Form und Gedankeninhalt bei Shaw von denen Ibsens wesentlich unterschieden. Dem ersten Blick fallen die ellenlangen Einleitungen auf, die der Dichter den Akten vorausschickt. Da spricht er als Regisseur und schreibt genau vor, wie Nienenspiel und Geberde zu wechseln habe und welche Ausdrucksnuance jedem Wort zu geben sei. Manchmal redet er auf eine uns höchst seltsam dänkende Weise mit. Ein Beispiel. An einer Stelle, die bestimmt, was während einer Aufbruchspause auf der Bühne zu geschehen habe, lesen wir: „Frau Dudgeon, nun eine Fremde in ihrem eigenen Hause, steht unbeweglich. Sie fahlt ihre eigene Bedeutungslosigkeit, denn leider war um diese Zeit Mary Wollstonecraft erst ein Mädchen von achtzehn Jahren und noch müssen vierzehn Jahre vergehen, bevor sie ihr Buch über das Recht der Frau schreiben kann.“ Diese Manier hilft Shaw auch über eine andere Klippe hinweg. Er will nicht oder kaum verständliche Repliken, wie sie im Leben vorkommen, im Drama bieten und erklärt sie, in Klammern, dem Leser. Beispiel: „Nicht... (Sie meint: Sie dürfen nicht scherzen!)“

An der Wahl der Stoffe erkennt man den modernen Kritiker, dessen Geschmeidigkeit sich in die verschiedensten Zeiten und Volkspsychen hineinzu-fühlen vermag. Shaw schildert nicht nur Engländer up to date, sondern auch Amerikaner von 1777 und Bulgaren von 1885.

Aus dem Jahr 1894 stammt ein Stück, dessen nicht leichte Lustigkeit auf der Bühne gewiß Beifall fände. Es ist eine echte Charakterkomödie und dennoch theatralisch im guten Sinn des Wortes. Die Handlung spielt unter den gegen Serbien siegreichen Bulgaren und verspottet sehr glücklich die Pose unechten Heldenthumes und die ungesunde Kriegstromantik, in der manche Frauen schwelgen. Das Stück heißt „Die Waffe und der Mann“ (nach den ersten Worten in Vergils Aeneide: *Arma virumque cano*); Hauptpersonen sind: eine junge Bulgarin, deren Vater und Bräutigam, Beide Offiziere, doch kaum mehr als Dilettanten des Kriegshandwerkes, und ein Schweizer, der als Berufsoldat in serbische Dienste getreten ist und mit der kraftvollen Einfachheit seines Wesens, mit überlegener Einsicht und derbem Frohsinn im Mittelpunkte der Handlung steht. Fein ist, daß die bulgarischen Offiziere, die im Schatten der Hauptperson wandeln, nicht Prahlhänse sind, sondern brave Männer, die sich nur ein Bißchen aufbläsen, wenn es sie kleidsam dünkt. Der Jüngere ist freilich recht beschränkt und von etwas schlotteriger Haltung (leider ist er auch vom Dichter etwas schlotterig gehalten). Alles aber, was wir sehen, ist eigenartig: ein Milieu, in dem die vornehmsten Leute stolz darauf sind, daß sie sich „fast täglich“ waschen und eine Bibliothek haben, die einzige in der ganzen Gegend. Alles ist unverfälschtes Balkanprodukt, bis herab zu Jungfer und Diener mit ihrem halbasiatischen Wechsel zwischen Frechheit und Servilität. Und weder an Spannung noch an Humor fehlt es dem Drama.

Am Tiefsten graben und mit dem geringsten Kraftaufwand auskommen wollte Bernard Shaw in „Candida“. Hier erinnert die ruhige, sich in Gespräche auflösende Handlung an Ibsen. In dem Drama lernen wir einen englischen Pastor unserer Tage, seine vortreffliche junge Gattin und einen achtzehnjährigen adeligen Poeten kennen, den der Pastor ins Haus genommen und der sich in die Hausfrau verliebt hat. In diesem Stück ist viel Tief-sinn und eine Seelenkenntniß, der das Spiel an der Oberfläche nicht genügt. Der Pastor ist ein Christlich-Sozialer, der immer Reden hält, immer predigt, — die wandelnde Fachsimplexrhetorik, dabei aber herzensgut und von ernstem Sinn. Die Gemeinde verhätschelt, vergöttert ihn; aber er bewahrt sich den klaren Blick für den Werth seiner Frau, ohne die er nicht leben kann, und das Gefühl, daß sie ihm unentbehrlich ist, siegt am Ende über das profes-sionelle Schauwesen. Der Dichter ist ein unreifer Knabe; weltfremd, un-fertig, furchtsam, schüchtern, besangen und unverschämt, eingebildet und genial, — mit einem Wort: unausstehlich. Als er merkt, daß die Pastorin ihren Mann

liebt, zieht er sich mit männlicher Seelenstärke zurück. Wir fühlen: Der bringt's zu was in der Welt; und Shaws Stück brauchte nicht mit der Parenthese zu schließen: „Candida und James umarmen einander, aber das Geheimniß im Herzen des Dichters kennen sie nicht“.

Das liebste unter den Dramen des Jren ist mir „The Devils Disciple“. Ein Meisterwerk; gleich stark als Seelenstudie wie als Theaterstück. In guter Darstellung müßte es Furore machen. Es spielt zur Zeit des Unabhängigkeitskrieges in einer Kleinstadt der Vereinigten Staaten. Der Dichter hält sich von Vorurtheilen so frei, so streng objektiv, daß man einen Nordamerikaner eher als einen Briten in ihm vermuthen könnte. Freilich: dieser Briten ist ein Ire. Ganz vorzüglich ist alles Historische behandelt. Die zeitlich bestimmte Form des Puritanismus, der Zusammenprall altenglischer Staats- und Militärmacht mit neuenglischem Temperament, Empfängniß und Geburt des modernen Amerikanismus: das Alles ist prachtvoll geschildert. Höchster Bewunderung würdig, zum Beispiel, die Skizze des englischen Generals Burgohne; in dieser Gestalt ist ein Leben, ein sprühendes Feuer, das nur der Athem großer Dichter zu schaffen vermag. Die Hauptperson ist ein Jüngling, der, wie einzelne junge Helden Sheridans und anderer Komödien des älteren England, wegen lockeren Lebenswandels und einer Rücksichtslosigkeit, die in diesen puritanischen Kreisen Furcht und Grausen erregt, verächtlich ist. Dabei schmücken ihn (wie den Schweizer in dem Buzgarendrama) alle Mannestugenden, auf die der Verfasser Werth legt. Diesen Leichtfuß, vor dessen Spott Niemand sicher ist, ziert prunklosestes Heldenthum. Eine Verkettung seltsamer Umstände zwingt ihn, sich, statt des puritanischen Ortspfarrers, der als Empörer erschossen werden soll, verhaften zu lassen. Der Pastor kann fliehen. Die fromme Frau Pastor lernt allmählich den Ehemann verachten und den Retter, den sie bisher haßte, lieben. Dieses Gefühl mischt sich in der Darstellung dieses Sinnenwandels mit überlegener Ironie und einer Kenntniß des Frauenherzens, die jeden Zuschauer erfreuen muß. Und die Freude wächst, da wir erkennen, daß der Pfarrer nicht, wie es schien, aus Feigheit die Ideale seines Lebens verleugnet hat. Die Gefahr hatte ihn zu einem praktischen Mann, einem Soldaten gemacht, der sich nicht unnütz opfern mag. Durch Energie, Verschlagenheit und Muth rechtfertigt er unsere frühere gute Meinung und gern sehen wir ihn, der nun erst seinen wahren Beruf gefunden hat, das Priesterkleid für immer ablegen.

Das Stück ist bunt und an Effekten überreich; es bringt eine Testaments-eröffnung, eine Verhaftung, ein Kriegsgericht, sogar den Galgen auf die Bühne und bietet zugleich der großen Menge und den feinsten Geistern Befriedigung. Wäre es nicht an der Zeit, den unseligen „Keen“ und ähnliche Gräucl vom Teufelschüler holen zu lassen?

Skizzen.

Abendroth.

Nissen im hohen Föhrenwald. Da lag es noch, das kleine Haus; Haus und Zaun ganz überrankt von amerikanischem Wein, dessen starker Blüthenduft fast betäubend, fast abstoßend auf den Vorübergehenden wirkt. Wie vor Jahren lag es da, nur noch mehr versteckt unter dem bis zum Dach reichenden Gerank. Wie damals waren die grünen Läden der Fenster nach der Wegseite hin geschlossen und wie früher sah und hörte man nichts. Hier und da leuchtete durch das vom Wind bewegte Grün eine Blume aus dem Innern des Gartens grellfarbig hervor, blickte auf und verschwand wieder.

Manchmal auch erschien ein schöner Windhund mit seinem schmalen Schlangenkopf am Thor und starrte mit seinen gleichgiltigen Augen einige Sekunden hinaus. Alles war wie vor Jahren, nur noch etwas stiller und verfunkeneter. Mancher hatte eine schöne Frau in mittleren Jahren mit prachtvoll bichten schwarzen Zöpfen um den Kopf eilig und munter ans Thor kommen sehen, um irgend Etwas in Empfang zu nehmen. Das war Alles. Das Haus machte den Eindruck eines Asyls für Glückliche. Dennoch erzählte man, die beiden Leute, die da wohnten, hätten viele Kinder verloren. Eine Tochter, die geirrt hatte, sei krank aus England zurückgekommen und im Elternhaus gestorben. Der Sohn, der ihnen allein geblieben war, habe die Universität verlassen, um bei den Eltern zu leben. Das war Alles. Und Alles war wie sonst; nur noch etwas stiller und verfunkeneter.

Dann hörte ich, die Frau sei krank, todkrank und der Sohn allein besorge den Haushalt, die Küche, die Pflege. Den Vorübergehenden bot das Haus den selben Anblick abwehrenden Friedens, der nicht gestört sein will.

Mein Weg führte mich oft vorbei; denn dieser Fußpfad war der nächste, der in die schönsten Theile des weiten Hochwaldes führte. So kam es, daß ich eines Tages in den schmalen Spuren des mit einem egyptischen Esel bespannten Brotkarrens ging, dessen Führer diese einsamen Wohnungen zu bestimmten Zeiten aufsuchte, um Brot zu bringen. Er hielt auch an dem Weinlaubhäuschen und ich sah staunend, daß die Pforte sich aufthat, die Frau heraustrat und das Brot in Empfang nahm. Wie dünn und mager war sie geworden! Man konnte sie für eine verkleinerte Reproduktion ihrer früheren Gestalt halten. Eilig trat ich heran, grüßte und sprach ihr in aufrichtiger Freude meinen Glückwunsch zu ihrer Genesung aus. Sie war förmlich zusammengeschrumpft; fast durchsichtig die Haut über dem feinen Knochenbau; hier fest gespannt, da in tiefen Falten. Dabei peinlich sauber und sorgsam gepflegt. Das dünn gewordene, aber für die alte und kranke Frau immer noch erstaunlich reiche Haar lag, wie früher, in Zöpfen um den Kopf. Ohne mich lange zu besinnen und von dem Wunsch gedrängt, dieser an alles Weh des Verfallens mahnenden Gestalt etwas Angenehmes zu sagen, rief ich: „Wie schön ist Ihr Haar! Und mit welcher Sorgfalt Sie es pflegen!“

Fast verächtlich zuckte es um ihren Mund; dann warf sie, in gleichgiltigem, geringschätzendem Ton, die Worte hin: „Ach, es ist nicht mehr viel!“ und wartete, bis der Brotmann ihr Geldstück in kleine Münze gewechselt hatte.

„Ich weiß“, sagte ich, „wie schön Sie waren und welch wundervolles Haar Sie hatten; aber wie viele junge Mädchen und Frauen wären froh, Zöpfe zu haben, wie sie noch jetzt Ihren Kopf schmücken!“

Da geschah etwas Wunderbares. Die ganze kleine, gebeugte Gestalt streckte und reckte sich langsam auf, ein Leuchten ging über ihr Gesicht hin, strahlende Augen sahen mich an und die Lippen fragten: „Ja, haben Sie mich denn früher gekannt?“ Nur Sekunden lang stand sie so. Dann trippelte wieder eine alte, dem Grabe nur für kurze Zeit entronnene Frau mit dem Brod ihrer Pforte zu, aus der eine müde, alte, doch weiche Männerstimme rief: „Marianne, wo bleibst Du?“ Sie hatte sich draußen wohl länger als sonst aufgehalten.

Langsam, unter dem Eindruck dieser Wandlung, die nur ein paar Sekunden gewährt hatte, schritt ich weiter. Dies Ausleuchten verklärter Lebenskraft in dem Gedenken an Alles, was das Leben lebenswerth macht, an Schönheit, Glück, Liebe und Freude, — ein seliges Erinnern! Alles lag in diesem verklärenden Blick. Ein Sonnenstrahl, der den Tage lang mit schweren Wolken verhängten Himmel vor Sonnenuntergang durchleuchtet und mit fast überirdischem Licht die Welt erhellt, ehe sie in Nacht versinkt. Ich ging dahin, langsam, und dachte: Was mag dies kleine, stille Haus an Leben und Liebe bergen, da das Erinnern eines Augenblickes solche Zaubermacht übt? Und was hat er, der, in unablässigem Kampf, in stetem Ringen nach Ruhm, Ehre und Reichthum ermattet, gebrochen, endlich zusammensinkt?

Die offene Pforte.

Da steht das Kind an der Gartenthür und schaut hinaus auf die glitzernden Felder, die im Morgenschein des Frühlings schimmern. Mit neugierig großen Augen schaut es hinaus und in den Augen ist ein Gefühl, das große Leute Sehnsucht nennen, als wäre da draußen etwas Wunderbares, etwas unbeschreiblich Schönes verborgen. . . . Wer kann ganz erfassen, was eine Kinderseele von der Welt da draußen erwartet? Von der Welt, die verschlossen und doch offen hinter der geschlossenen Gartenpforte liegt, glänzend und lockend, anzieht und vor dem Unbekannten doch Schauer erregt? Glück verheißt sie und ruft in siegreichem Kampf gegen Gefahren. Aber sie lockt und lockt das Kind aus dem Vaterhaus, dem wohlgehüteten Garten.

Da stand das Kind an der Gartenthür und schaute hinaus auf Felder und Wiesen. Wie Das glitzert und flimmert! Goldene Fäden scheinen über die Felder gespannt und die Wiese schmückten viele schöne Blumen. Im Garten sind zwar auch Narzissen, Aukiseln und blaue Veerblümchen; doch die sieht das Kind alle Tage und kennt sie ganz genau. Aber draußen! Da sind Himmelschlüssel zuerst, dann gelbe Butterblumen, Tausendguldenkraut, rosa und violett; und was mag wohl das Blaue dort für Blumen sein, ganz weit da draußen? Jetzt steigt eine Lerche empor und singt ihr Lied. Gewiß ist sie beim Nestbau und hält nun auch Sonntag. Wern möchte das Kind sehen, ob da ein Nest ist. Aber was ist denn Das? Da blickt es auf wie ein großer Diamant, weiß, golden, purpurroth. Wie eine kleine Sonne. Ob Das wohl das Kleinod Klein-Rolands ist oder ein Meteorstein, von denen der Vater erzählte, daß sie manchmal vom Himmel fallen und die man nur findet, wenn man ein Glückskind, ein

Sonntagskind ist? Findet man aber einen, dann ist man reich, denn in der Nähe gesehen ist er ein faustgroßer Edelstein.

Ein Sonntagskind ist's nicht; aber warum sollte es kein Glückskind sein? Weit ist es nicht bis zu der Stelle, wo es leuchtet, gar nicht weit, ganz nah sogar. Zuerst die Wiese; die wird ein Bißchen nah sein. Aber dann gleich hinter der grünen Saat, die eben erst aus der Erde lugt, auf dem Brachfelde: da liegt das Juwel. Und was würden Vater und Mutter sagen, wenn es damit heimkäme! Aber die Gartenthür ist immer verschlossen und über den Zaun kann das Kind trotz aller Redheit nicht klettern; dazu ist es zu klein. Wenn doch das Schloß nachgäbe! Da . . . es ist ja gar nicht verschlossen wie sonst; gewiß sind die Rägde und Anechte, weil Sonntag ist, statt in die Kirche, da hinausgegangen, in den Wald, ins Freie. Wirklich: nun ist die Thür auf und das Kind steht draußen, allein, — und Niemand weiß es. Fast ängstlich klopft das Herz; ob es wieder zurück soll? Ja, besser ist's. Wenn Vater aus der Kirche kommt, wird es ihm den leuchtenden Stein zeigen und er geht dann mit, ihn zu holen. Zurück also; aber den Blick immer auf den Stein gerichtet, damit es ihn ja nicht aus dem Auge verliert. Aber wo ist er denn? Er ist ja nicht mehr da! Doch: da leuchtet er wieder und nun giebt es kein Zaudern mehr; er könnte noch einmal verschwinden. Nur genau merken, wo er liegt. Dort, ganz geradeaus, bei den blauen Blumen, wo sie so dicht stehen, vorbei an dem Stoppelsfeld. Also muthig vorwärts! Die Wiese ist nah und Mutter wird sanken; doch wenn sie das Kleinod sieht . . .! Wie schön sind die Blumen hier! Und da! Und dort! Ueberall! Ein paar will das Kind doch pflücken: diese und diese, — und die gefüllten großen Butterblumen, wie kleine gelbe Rosen! Da wird sich Vater freuen. Jetzt aber muß es sich losreißen und sehen, daß es über das Saatfeld kommt. So nah sah der Weg aus und ist nun so weit; und das Kleinod ist auch nicht mehr zu sehen. Aber das Kind weiß: hinter dem grünen Saatfeld liegt es. Also vorwärts. Nur diese wunderschönen Stiefmütterchen muß es noch pflücken, nur ein paar. Die Sonne brennt und die heißen kleinen Händchen tragen schon einen Strauß welkender Blumen. Eigentlich ist's besser, man wirft sie weg und pflückt von den Stiefmütterchen einen ganzen Strauß. Weiße, gelbe und blaue; und jedes hat ein anderes Gesicht. Da ist eins, das hat zwei ganz schwarz Sammetblätter und macht ein beinahe böses Gesicht; das andere mit dem gelb-weißen Sammeteddy'n lacht; und erst das blaue mit weiß! Aber wo ist denn der Stein? Er war doch gleich bei dem großen Büschel blauer Dolbenblumen. Das Kind läuft und läuft, sieht aber noch immer nichts. Da, plötzlich, dicht am Wald, leuchtet es auf, weiß, gelb, purpurroth, in blendenden Strahlen . . . Das Kleine lief, was es konnte; doch wenn es glaubte, nun müsse das funkelnde Juwel erreicht sein, war der Glanz in der Nähe verschwunden und leuchtete anderswoher. Und endlich stand das Kind, rathlos und enttäuscht, weit vom Vaterhaus, draußen auf dem freien Feld unter den Strahlen der heißen Mittagsonne. Nähe wars und wußte nicht, was es thun solle; der Weg zurück war so weit, so unendlich weit . . . Da sah es den Wald: der ist nah; dahin konnte es noch gehen, um im Schatten der Bäume auszuruhen für den Heimweg. All die schönen Blumen, die es gepflückt hatte, waren längst verloren, achlos verloren während des hastigen Laufes nach dem blinkenden Kleinod. Als

es in den Wald kam, war es so erschöpft, daß nur noch ein müdes Nücheln über das Gesicht glitt, da es den blühenden Goldregen sah, die vielen, vielen Anemonen, die blauen Veilchen und die duftenden Hyazinthen.

Spät am Nachmittag wachte es in den Armen des Vaters auf, der mit Anderen auf die Suche gegangen war und unter dem Goldregenbaum sein Kind schlafend gefunden hatte. Ein Kuß, ein Nücheln: dann schlief es weiter, müde, — ach, so müde von dem weiten Weg!

Eine Frau.

Nach des Tages Arbeit ist es Abend geworden. Einer der Abende, die so gleichend schön, so verheißend, berauschend sind, daß eine große Sehnsucht nach Glück das Menschenherz weitet und man in wonniger Hoffnung der Nacht und dem nächsten Tag entgegensteht. Am Morgen nach solchem hoffnungreichen Abend ist dann ein bleischwarzer oder aschgrauer, trostloser Himmel und alle Freude scheint für ewig gestorben.

Nach des Tages Arbeit ist es Abend geworden. Wir lehnen uns zum Fenster hinaus und freuen uns an der schönen Abendsonne, die auf die Ebene vor unseren Füßen herniederstrahlt. Links von uns, an den Arbeiterhäusern, leuchtet sie golden in den Fenstern. Eine hagere Frau, eine von denen, die durch Arbeit und Noth um ihre Jugend gekommen sind, schreitet daher. Auf den Armen trägt sie ein dickes, rosiges Baby, nicht mehr Wickelkind und noch nicht weit genug, um den ersten Schritt wagen zu können; schon aber fängt das kleine Wesen an, Freude und Leid zu begreifen, zu lachen und zu weinen. Das dicke, rothwangige Kind neben dem bleichen, schmalen Gesicht der Mutter: kaum glaubt man, daß es Fleisch von ihrem Fleisch, Blut von ihrem Blut ist. Doch ein sonniges Nücheln erhellt das Gesicht der Frau, da sie mit ihrem Kinde einherstreitet. Eigentlich ist's kein Schreiten; ein leise wiegender Gang stiller Glücksempfindung. Leicht trägt sie das Kindchen auf dem einen Arm. Sachend greift das Kleine nach einer hochstengeligen rothen Blume, die die Frau in der anderen Hand hält und mit der sie spielend das Kind berührt, die sie den zulangenden Händchen aber nicht überläßt. „Ei, die schöne, schöne Blume!“ Unermüdblich sagt sie die Worte; und sie sagen unbewußt ihre ganze Liebe und ihr ganzes Glück. Das Kind lacht und sie gehen weiter, den Pfad entlang, der um unseres Gartens Ecke in den Wald biegt. Ich sehe sie nicht mehr, höre nur noch die Stimme der Frau, die vom „Latta“ spricht. Sie gehen wohl dem Vater entgegen, der aus dem Steinbruch heimkommt; dahin führt der Waldweg.

Wie schön war diese Frau mit ihrem Kinde, mit ihrem Glück an diesem wunderbaren Abend! Ich trete ins Zimmer zurück, um mir den Eindruck als Glück für mich zu bewahren... Aber es läßt mir keine Ruhe. Ich möchte auch den Vater sehen und kehre ans Fenster zurück. Doch ehe ich's erreicht habe, höre ich nicht sehr fern rauhe Worte, und als ich heraussehe, kommt gerade um die Ecke des Gartens auf dem Pfade, der aus dem Hochwald fährt, ein Mann. Seine Kleider sind mit Kalksteinstaub bedeckt; in der einen Hand trägt er klappernde Blechgefäße, die sein Mittagsmahl enthielten. Mit schweren, unlustigen Tritten kommt er daher, als wollte er die Erde zermalmen; das Gesicht ist ruhig, finster, starr. Erschreckt spähe ich nach der Frau. Da kommt sie: schleppend,

langsam ist ihr Gang, als wolle sie den Mann einholen und komme doch nicht vorwärts. Das Kind hält sie an sich gepreßt; und von Zeit zu Zeit wischt sie sich mit dem Zipfel ihrer Schürze die strömenden Thränen ab.

So gehen sie ihrer Behausung zu. Es wird Nacht.

Dora Hiß.



Frühling im Winter.

„Und hurre, hurre, hopp, hopp, hopp! Fort ging's in lausendem Galopp!“ Seit ich neulich hier über die Börsenhausse berichtete, hat sich im Burgstraßenpalast nichts geändert. Noch immer treiben die Börsencommis einzelne Favoritpapire in die Höhe; und bis jetzt ist ihnen die Befolgenschaft tren geblieben, die zu höheren Kursen kauft, was die Rathgeber vorgekauft haben. Noch immer lassen die Börsenleute sich durch ungünstige Botschaften, die aus Amerika kommen, nur selten beunruhigen: den Teufel spürt das Völkchen nie. Dennoch bereiten sich jenseits des Atlantischen Ozeans Krisenerscheinungen vor; nach allen Kaufregeln müssen wir Ausbrüche erleben, deren Tragweite nach unserem bisher gesammelten Erfahrungsschatz nicht ausgerechnet werden kann. Einzwischen wiederholt sich drüben ein Schauspiel, das wir schon mehr als einmal aufgeführt sahen. Wieder erschüttert der Zwist zweier Spekulantengruppen die Grundlagen der new-yorker Kurse und wieder ist das Kaufobjekt eine der Eisenbahnkombinationen, in denen sich die Großmacht amerikanischer Milliardenbeherrscher besonders deutlich offenbart. Auch diesmal wieder ist aber hinter den mehr lokalen und finanztechnischen Symptomen eine weitreichende Verstimmung des wirthschaftlichen Gesamtorganismus zu spüren. Die berliner Börse hat sich an solche transatlantische Schauspiele längst gewöhnt: sie ist gegen diese Sensationen abgehärtet und glaubt, auch jetzt werde die Wolkenwand vorüberziehen und, da ein Friedensschluß den Interessenstreit bald enden müsse, die gefährliche Entladung des Bündnisses vermieden werden. Die ernste Verstimmung der new-yorker Börse wurde nicht genügend beachtet; und sie ist doch ein wichtiges Symptom. Sonst pflegt das Unbehagen vom Gebiete der Bankaktien auszugehen; diesmal stammt die Nervosität von den Shares der Amalgamatod Copper Co. Und nicht nur die Shareholders sind unruhig, sondern Alle, die hellen, aufmerkenden Auges die Wirthschaftsentwicklung verfolgen; natürlich: denn der Rückgang des Kupferkurses ist die Folge des Stoßes, den die Metallpreise plötzlich erlitten haben. Das auffällige Steigen der Preise für Kupfer, Zinn und Zink hatte nicht nur das Signal zu der letzten amerikanischen Hausse gegeben, sondern auch auf die europäischen Börsen wie neuer Herrlichkeiten Weissagung gewirkt. Schon betief man sich auf die „alte Erfahrung“, daß die Steigerung des Metallwerthes jedesmal einer Erhöhung der Eisenpreise voranzugehen pflege; und als gar in Glasgow Warrants um ein paar Pence im Preis stiegen, sah das verzückte Auge den Himmel offen und das Herz der Börsianer schwelgte in der seligen Gewißheit, nun müsse sich, nach den mageren Jahren, Alles, Alles wenden. Niemand wußte das hastige

Treiben auf dem Metallmarkt vernünftig zu deuten. Erst hieß es, amerikanische Spekulanten verbürgen, um die Preise künstlich zu steigern, den Zuschauern die Thatsache, daß noch manches gefüllte Lager vorhanden sei. Doch die Metallkurse stiegen weiter; und an der Börse giebt's immer Leute, die glauben, wenn man nur Kurse sieht, so müsse sich dabei was denken lassen. Plötzlich sollten nicht mehr Spekulantenkniffe im Spiel sein; ganz ernsthaft wurden die inneren wirtschaftlichen Ursachen der höheren Metallpreise erörtert. Kein vernünftiger Prüfung wahrnehmbarer Grund war zu finden; wie sollte denn auch ein ganz unerwarteter Mehrbedarf der Amerikaner den Verlust wieder einbringen, den der Kupferkonsum der Erde allein schon durch die schlechte Lage der deutschen elektrotechnischen Industrie erlitten hat? Einerlei: die Kurse stiegen, also mußten auch Gründe dieses Steigens gefunden werden, und wenn man sie aus der vierten Dimension holen sollte. Nächsterne Leute sogar, die das Spekulantenspiel hinter den Coulissen agierten, stellten die amerikanischen Milliarden als wesentlichen Faktor in ihre Rechnung und sagten: Vielleicht ist's Schwindel; aber auch der Schwindel kann lange dauern. Jetzt scheint dieser Glaube enturzelt. Nicht nur die amerikanischen Kupferaktien fallen: auf allen internationalen Märkten neigt auch das Standardpapier der Kupferproduktion, die Rio Tinto-Aktie, abwärts. Das ist eine Sturmwarnung. Doch darf nicht verschwiegen werden, daß es auch jetzt noch Optimisten giebt, die behaupten, den Geldknigen der Vereinigten Staaten mache es eben Spaß, sich einmal auf die andere Seite zu legen. Warten wir's ab.

Aus Paris, wo der Tinto-Fall der Coulisse ernste Sorgen bereitet hat, kam noch eine andere Regung. An einem Tage ist die spanische Rente um drei Prozent gefallen. Der Rücktritt Villaverdes, des spanischen Schatzministers, der vom Ruhm des internationalen Franco-Syndikates umstrahlt war, sollte diesen Sturz bewirkt haben. Zur selben Stunde aber schwirreten abenteuerliche Gerüchte durch die Luft, Gerüchte, die als bemerkenswerth zu verzeichnen wären, selbst wenn ein Dementi ihnen schnell das Lebenslicht ausgeblasen hätte. Der letzte Spaniercoupon sei, so flüsterte man, mit Geldern bezahlt worden, die das Parlament für andere Zwecke bewilligt hatte. Das klingt nicht sehr glaublich. Wäre es wahr, dann wäre das ganze Ministerium Silveira zum Rücktritt gezwungen worden. Aber man erfuhr bei dieser Gelegenheit doch, was einem spanischen Finanzminister zugetraut wird. Ich habe in dem ganzen Gerede von der Wirkung der Demission von vorn herein nur einen Vorwand gesehen; die Hauptsache scheint mir, daß Paris mit spanischen Werthen überlastet ist. Von der Seine her schallten an unser Ohr ja die Lobgesänge auf die Großartigkeit spanischer Finanzwirtschaft; und seitdem ist die Spanierrente beständig gestiegen. Noch am Tage vor dem Fall brachte der „Figaro“ ein Interwiew, in dem für eine neue Hauffe Stimmung gemacht wurde. Dabei ist schon der jetzige Kursstand von geradezu räthselhafter Höhe. Daß italienische Papiere, die früher ungefähr eben so wie spanische gewerthet wurden, jetzt höher zu schätzen seien, konnte mit stichhaltigen Gründen bewiesen werden. In Italien ist die Wirtschaft gesunder geworden und die Intimität mit Frankreich hat dem Lande zweifellos geschäftlichen Nutzen gebracht. Was aber hat sich in Spanien zum Besseren verändert? Noch immer ist hier die Notenpresse das wichtigste Aktium; sozialpolitisch steht dieser Jammerstaat, den Priesterherrschaft und Reaktion immer wieder der Gefahr revolutionärer Gegenstände

aussehen, noch hinter Italien und die eifrigsten Lober können nur die rein finanztechnische Stützung der Baluta als ein günstiges Zeichen anführen. Fällt nun die spanische Rente noch weiter, dann wird die Bewegung vermuthlich das ganze Staatsrentengebiet ergreifen. Hier ist auch in letzter Zeit wieder reichlich gesündigt worden; und wenn die Edelsten der Bankwelt ihre Ernte in der Scheune haben, wird man sich wahrscheinlich gar nicht scheuen, die Sünden zu beichten.

Solchen Erwägungen scheint auch die berliner Spekulation zugänglich gewesen zu sein, denn dem Rückgang der Spanier folgte — zunächst wenigstens — eine leise Verstimmung, die sich über alle Märkte verbreitete. Das war um so merkwürdiger, als Berlin im Grunde diesen Rückgang sehr gern sieht: hier ist man ja, im Gegensatz zu Paris, à la baisse engagirt. Also müssen sich Bedenken allgemeiner Art gemeldet haben. Berlin sollte sich allmählich wieder auf sich selbst besinnen; vor Ultimo wurde plötzlich ein starker Geldbedarf fühlbar, nachdem so lange gerade der Ueberfluß das bezeichnende Merkmal unserer Verhältnisse gewesen war. Sollte nicht, wie ich mehr als einmal andeutete, der niedrige Geldstand von geschickter Kunst herbeigeführt worden sein? Die neueste Wendung spricht jedenfalls für meine Ansicht. Hinzukommt freilich, daß gerade jetzt, während der Verstimmung der amerikanischen Börsen, von verschiedenen Seiten offen eingestanden wird, nur der starke Export nach Amerika habe unser Frühjahrsgezecht belebt. Ein Sachverständiger hat sogar gesagt, in manchen Gegenden des Eisenmarktes betrage dieser Export fünfzig Prozent der Gesamtproduktion. Solche Stimmen verbreiten nach und nach doch die Ahnung, daß ein nationales Unglück hereinbrechen müsse, wenn den Export nach einst ein Import aus Amerika ablöst. Und dieser Import wird kommen. Der Frühlingspracht, auch der aus Treibhäusern ins Freie gebrachten, droht immer der Frühlingssturm; und dem Venz, der noch in der Winterzeit ausbläht, ist nie recht zu trauen.

Plutus.



Anna Rothe & Co.

Madame Marteville, die Witwe des holländischen Envoyé in Stockholm, wurde einige Zeit nach dem Tode ihres Mannes von dem Goldschmied Croon um die Bezahlung des Silberservices gemahnt, das ihr Gemahl bei ihm hatte machen lassen. Die Witwe war zwar überzeugt, daß ihr verstorbener Gemahl viel zu genau und ordentlich gewesen war, als daß er diese Schuld nicht bezahlt haben sollte; allein sie konnte keine Quittung aufweisen. In dieser Bekümmerniß, und weil der Werth ansehnlich war, bat sie den Herrn von Swedenborg zu sich. Nach einigen Entschuldigungen trug sie ihm vor, daß, wenn er die außerordentliche Gabe hätte, wie alle Menschen sagten, mit den abgeschiedenen Seelen zu reden, er die Gültigkeit haben möchte, bei ihrem Manne Erkundigungen einzuziehen, wie es mit der Forderung wegen

des Silberservices stünde. Swedenborg war gar nicht schwierig, ihr in diesem Erfuchen zu willfahren. Drei Tage hernach hatte die Dame eine Gesellschaft bei sich zum Kaffe. Herr von Swedenborg kam hin und gab ihr mit seiner kaltblütigen Art Nachricht, daß er ihren Mann gesprochen habe. Die Schuld war sieben Monate vor seinem Tode bezahlt worden und die Quittung sei in einem Schrank, der sich im oberen Zimmer befinde. Die Dame erwiderte, dieser Schrank sei ganz ausgeräumt und die Quittung unter allen Papieren nicht gefunden worden. Swedenborg sagte, ihr Gemahl habe ihm beschrieben, daß, wenn man an der linken Seite eine Schublade herauszöge, ein Brett zum Vorschein käme, das weggeschoben werden müsse, da sich dann eine verborgene Schublade finden werde, worin seine geheim gehaltene holländische Korrespondenz verwahrt und auch die Quittung anzutreffen sei. Auf diese Anzeige begab sich die Dame in Begleitung der ganzen Gesellschaft in das obere Zimmer. Man öffnete den Schrank, versuche ganz nach der Beschreibung und fand die Schublade und die angezeigten Papiere darinnen, zum größten Erstaunen Aller, die gegenwärtig waren.“ Diese Geschichte erzählt nicht eine abergläubige Spiritistin, sondern ein preussischer Ordentlicher Professor, ein recht berühmter sogar: Immanuel Kant. Und er scheint sie, nachdem sein gewissenhafter Freund Green ihr in Stockholm sorgsam nachgeforscht hatte, für wahr gehalten zu haben. Das konnte er, trotzdem er in den „Träumen eines Geistessehers“ Swedenborgs Arcana „acht Quartbände voll Unsinn“ nannte; denn zu den Glaubenssagen, die er „auf dem Luftschiff der Metaphysik“ entdeckt hatte, gehörte auch dieser: „Künftig, ich weiß nicht, wie oder wann, wird noch bewiesen werden, daß die menschliche Seele auch in diesem Leben in einer unauf löslich verknüpften Gemeinschaft mit allen immateriellen Naturen der Geisteswelt stehe, daß sie wechselweise in diese wirke und von ihnen Eindrücke empfangt, deren sie sich aber als Mensch nicht bewußt wird, so lange Alles wohl steht.“ Feine Verhöhnung swedenborgischen Schwarmgeistes? Vielleicht; wer aber, wie Kant, an ein „transzendentes Subjekt“ glaubte, konnte in diesem Subjekt auch den gefälligen Vermittler zwischen dem Menschen Swedenborg und dem Geist des Herrn Marteville sehen. Im Besitz solchen Glaubens nahm selbst der Verstand der Verständigen von je her alle Formen der Prophetie ohne Widerstreben hin. Die Pythia, die, nach Herodots Bericht, den König von Syrene warnte, die Amphoren, die er im Ofen finden werde, zu verbrennen, muß durch eine Transzendentalleitung (Schopenhauer spricht von „fatidiken Träumen“) erfahren haben, die Rebellen würden in einen Thurm flüchten, den der König in kurzfristiger Wuth verbrennen werde. Noch der wüste Paracelsus half sich mit der bequemsten Erklärung: „Damit das Fatum erkannt werde, ist es also, daß jeglicher Mensch einen Geist hat, der außerhalb ihm wohnt und setzt seinen Stuhl in die oberen Sterne. Der Selbige zeigt ihm die Praefagia vor.“

Aber auch Goethe ließ, als die Sternstäbchengeister längst von den spiritus vitales abgelöst waren, Hellschergaben noch gelten. Nach der Beschreibung des Abschieds von Friederike („Aus meinem Leben“, erstes Buch) finden wir die Sätze: „Nun ritt ich auf dem Fußpfad gegen Drusenheim; und da überfiel mich eine der sonderbarsten Ahnungen. Ich sah nämlich, nicht mit den Augen des Leibes, sondern des Geistes, mich mir selbst, den selben Weg, zu Pferde entgegenkommen, und zwar in einem Kleide, wie ich es nie getragen: es war hechtgrau mit etwas Gold. Sobald ich mich aus diesem Traum aufschüttelte, war die Gestalt ganz hinweg. Sonderbar ist es jedoch, daß ich nach acht Jahren in dem Kleide, das mir geträumt hatte und das ich nicht aus Wahl, sondern aus Zufall gerade trug, mich auf dem selben Wege fand, um Friederiken noch einmal zu besuchen. Das wunderliche Trugbild gab mir einige Beruhigung.“ Einem Trauernden wird hier also ein Zipfel des Schleiers gelüftet und, als Trost, ein Wiedersehen in ferner Zukunft gezeigt. Eine Geistererscheinung, sagt Schopenhauer, „ist zunächst und unmittelbar nichts weiter als eine Vision im Gehirn des Geistersehers. Daß von außen ein Sterbender solche erregen könne, hat häufige Erfahrung bezeugt; auch, daß ein Lebender es könne, ist, in mehreren Fällen, von guter Hand beglaubigt: die Frage ist bloß, ob auch ein Gestorbener es könne. Doch der Unterschied zwischen den ehemals gelebt Habenden und den jetzt Lebenden ist kein absoluter, sondern in Beiden erscheint der selbe Wille zum Leben; wodurch ein Lebender, zurückgreifend, Reminiscenzen zu Tage fördern könnte, die sich als Mittheilungen eines Verstorbenen darstellen.“

Genug. Ravater, Kerner, Zöllner brauchen mit ihrem langen Gefolge nicht erst als Zeugen aufzumarschiren. Ein paar Stimmen, auf die Jeder horcht, sollten hier nur daran mahnen, daß die Fragen, die den Philosophen der Preisaufklärung jetzt keiner Antwort bedürftig scheinen, unsere hellsten Köpfe sehr ernsthaft beschäftigt haben. Seitdem, seit der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts, hat man die Stellung des Menschen im Weltall besser erkennen gelernt, die naturgeschichtliche Thatsache der Evolution gefunden, das eitle Ebenbild Gottes entkrönt und auf dem schmalen Pfad experimenteller Physiologie sich in Bescheidung gewöhnt. Erstens aber ist diese „moderne Weltanschauung“ von der Höhe noch nicht in die dunkleren Massenquartiere hinabgelangt; und zweitens mußte gerade sie beim Frühleuchten schon wieder zu dem Versuch reizen, zwischen Wissen und Glauben einen Pufferstaat zu schaffen. Karl du Prel strebte nach der Rolle eines Phosphoros dieser dämmernden Welt. Vor zehn Jahren hat er hier erzählt, wie er von Astronomie und Darwinismus zum Okkultismus kam, den er „unbekannte Naturwissenschaft“ taufte. Er wollte g'lauben und das Denken doch nicht verlernen; so baute er Schwebelräden, über die er ohne Schwindelanfälle wieder zu den geliebten Sternen himmelan schritt. Er war zu ehrlich, zu geist-

reich, zu stolz auf sein mühsam erkämpftes Kaufmännisches Erkenntnißvermögen, um freiwillig je den Intellekt zu opfern; doch die drängende Fülle der Vorstellungen fesselte den belasteten Willen und das Glaubensbedürfniß riß alle Schranken, alle Hemmungen hinweg. Manche Leser der „Zukunft“ erinnern sich vielleicht noch seines sehr ausführlichen Berichtes über die Leistungen des Mediums Elisabeth Lambke. Alle Materialisationen schienen ihm, der den Experimentirraum und das Medium genau untersucht hatte, subjektiv ausreichend bewiesen; und ganz nebenbei erzählte er, als wärs nichts Besonderes, ein kleines Wunder: unter der Hand des Mediums sei aus einem unmittelbar vorher mit Erde gefüllten Blumentopf in sechsundneunzig Minuten eine Kakteenpflanze von $2\frac{3}{4}$ ctm Höhe und $1\frac{1}{2}$ ctm Breite herausgewachsen; Wirkung des leuchtenden Odostromes. Im selben Jahrgang der „Zukunft“ veröffentlichte Max Müller seine Aufsätze gegen den Esoterischen Buddhismus der Frau Blavatsky. Eine andere Kulturzone, aber ungefähr die selben Phänomene; nur den Größenverhältnissen orientalischer Phantasie angepaßt. Geister sprachen, Tassen spazierten vom Theebrett in den Garten, Briefe flogen von Tibet durch die Luft nach Bombay und im Speisezimmer der Prophetin regneten frische Blumen in ganzen Bündeln von der Decke auf die Häupter der schmausenden Brüder und Schwestern herab. Frau Blavatsky, eine starke, ungewöhnlich intelligente Dame, die wagen durfte, vor oxford Professor und Studenten zu reden, sammelte eine Riesengemeinde um sich; ihrer Theosophischen Gesellschaft liefen gerade die Gebildeten, Hyperästhetischen zu. Trotz allen Vorschritten der Naturforschung also das alte Schauspiel, wie in Cagliostro und Mesmers Tagen der anthropocentrischen Träume. Und man stellt sich, als habe das Gerichtsverfahren gegen das Blumenmedium Anna Rothe Ungeahntes enthüllt und als seien Alle, die für die Angeklagte zeugten, Ibioten, die nicht frei herumlaufen dürften. Neu war höchstens die sächsisch-kleinbürgerliche Atmosphäre und die Unklugheit der Kritiker, die sich mit schnöden Wizen begnügten. In Berlin, sagte der alte Fontane, wird Alles ruppig.

Ehe die Beweisaufnahme geschlossen wurde, konnte man, mußte man fragen, ob der Fall Rothe denn überhaupt die Thatbestandsmerkmale des Betruges zeige. Diese Frage wurde hier verneint, vom Gerichtshof aber noch kurzer Berathung bejaht. Das Blumenmedium wurde zu anderthalbjähriger Gefängnißstrafe verurtheilt. Eine seltsame Hauptverhandlung; und ein unbegreiflicher Spruch. Das Gericht läßt Entlastungszeugen laden; Dupende, obwohl die Beweisthemata lehren, daß fast alle zu Ladenden das Selbe ausfagen werden. Sie kommen, werden beeidet und erklären, beinahe ohne Ausnahme: Wir fühlen uns nicht geschädigt. Die Meisten: Wir sind überzeugt, daß uns von der Rothe nicht falsche Thatfachen vorgespiegelt wurden. Paragraph 263 fordert aber die Vorspiegelung falscher Thatfachen und die Schädigung „des Vermögens eines Anderen“. Thut nichts; der Gerichtshof sagt: Ihr Alle habt objektiv

Unwahres beschworen; wir finden, daß Ihr geschädigt seid, und verurtheilen; trotzdem mildernde Umstände in Fälle vorhanden sind — Hysterie, verminderte Zurechnungsfähigkeit, in bestimmten Grenzen sogar gute Absicht —, nicht zu Geldstrafe, sondern zu Gefängniß. Wer den Fall materialisiren will, mag sich vorstellen, ein Schlächter habe Rücken und Keulen eines Hammels verkauft und sei darob des Vergehens gegen § 12¹ des Nahrungsmittelgesetzes angeklagt. Die Käufer werden vernommen und sagen: Das Fleisch hat uns geschmeckt und auch unsere Gesundheit nicht geschädigt. Ein Kriminalbeamter aber spricht unter dem Diensteid: Ich habe das diesen Guten verkaufte Fleisch in der Hand gehabt; es war geeignet, die menschliche Gesundheit zu beschädigen. Dann treten die Sachverständigen vor und sprechen: Wenn das Fleisch so war, wie der Herr Kommissar glaubwürdig versichert, dann mußte es die menschliche Gesundheit schädigen. Urtheil: ein Jahr Gefängniß, ein zweites Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte. Fast genau so wars im Fall Rothe. Die Sachverständigen konnten nur sagen, nach aller wissenschaftlichen Erfahrung, nach den Ergebnissen der Forschung im Wesensgebiet der Materie müßten die beschworenen Aussagen falsch sein. Sicher. Ein Regenschirm könne, zum Beispiel, nicht, ohne die Scheiben auch nur zu rigen, durch ein verschlossenes Fenster kommen. Ganz sicher nicht. Aber die Käufer glaubten ja die — recht billig — eingehandelten Wunder. Einzelne wurden während des Verfahrens freilich von Zweifeln angeagt; auch ihr Regreßrecht ist aber kaum größer als das eines Theaterbesuchers, der Stück und Aufführung abends wunderschön fand und morgens dann in der Zeitung liest, daß er ein Jammerwerk stümperhaft gespielt sah. Der Mann kann sich an seinem Vermögen geschädigt fühlen, wenn er den Kritiker für sachverständig hält. Nie aber wird ein Gläubiger Den für sachverständig halten, der jenseits vom Glauben steht. Der aufgeklärte Römer, der gelehrte Jahwiß lächelte über den galiläischen Thaumaturgen, der am Krankbett böse Geister antrieb und, fast ein Halbjahrtausend nach Hippokrates, mit Speichel und Handauslegung kuriren wollte; dennoch: Die an ihn glaubten, wurden geheilt. Seit Schönlein nennen wir die Krankheit, die das Glück Mohammeds machte, hystera muscularis; ist er dem Islam darum nicht der Große Prophet? Ein eifriger Protestant wird das Wasser von Lourdes, die ungenähten Wunde Jesu und noch manches Andere für Schwindel erklären, Haedel für die lutherische Genesis nur Spott haben: und doch sind beide Christenbekenntnisse für Millionen heute noch lebendige Offenbarungen des Heiles. Die Herren Dessoir, Henneberg, Puppe können hundertmal, in der wohlfeilen Terminologie ihres Faches, behaupten, die Rothe habe nur schädige Gauklerarbeit geleistet, die unter dem Durchschnitt der Taschenspielerkunst blieb: sie werden der Schwester Anna keinen einzigen Bruder rauben. Wer überzeugt wird wider Willen, bleibt seiner Meinung doch im Stillen, heißt schon im Hudibras. Nicht den Trunkenen in Auerbachs Keller nur sprudelt

Wein aus dem hölzernen Tische und nicht für ihren säuischen Kanibalismus allein ward das underweltliche Wort gefunden: „Hier ist ein Wunder, glaubet nur!“ ... Aber das Urtheil ist über Frau Anna Rothe gesprochen; von Rechtes wegen. Die Kritik der Betrugsmerkmale ist zwecklos geworden; und statt Materialistenwize zu reizen und die fränkelnde Menschenschwacheit des Anhangs zu höhnen, sollte man lieber fragen, wohin solche okkulten Rinnfale sichern.

In das Quellengebiet neuer Religion? Das würde die Wuth der Kirchenbeamten erklären. Zu Schopenhauer sagte anno 1860 ein junger Clerghman: „Wer an den animalischen Magnetismus glaubt, kann nicht an Gott glauben.“ Nun aber suchen ganze Schaaren einen Gott, der über und neben dem animalischen Magnetismus leben kann. Ihre Führer nennen wir Pfscher und Schwindler. Gewiß nicht ohne Grund. Als Max Müller einst aber einen der geschicktesten Bewunderer der Blawatsky fragte, warum die Prophetin sich zu so gemeinen Gaukeleien erniedere, erhielt er die Antwort, ohne Wunder sei nun einmal keine Religion zu stiften und immer habe der Stifter ein Vischen nachgeholfen, auf daß sie sich schneller ausbreite. Das ließe sich leicht für alle Glaubensprovinzen beweisen. In dem Kapitel, das die Thaumaturgie des Galiläers recht unfreundlich bespricht, muß Renan doch zugeoen, Jesu Wunder hätten für seine Sache viel stärker gewirkt als der göttliche Tiefinn seines Wort es. Er sucht und findet mildernde Umstände: gewiß sei Jesus, wie Moses, Mohammed, Sankt Bernhard und Franz von Assisi, nur Wunderthäter wider Willen gewesen; „denn fast immer ist das Wunder das Werk der gierigen Menge und nicht Dessen, dem man es zuschreibt, und alle großen Religionsstifter fügten sich eben nur in die von der öffentlichen Meinung geforderten Wunder“. Das Konkurrenzgeschrei darf uns nicht täuben: wir müssen in Spiritismus, Theosophie, in allen Flähschen und Bächen okkulten Lehre die Rinnfale erkennen, die zu neuer Glaubenshochfluth zusammenströmen. Das Wasser kommt oft aus trüben Pfäuen, oft auch von Staatsgipfeln herab: am berliner Kaiserhof bräuchten Theosophen und Spiritisten leicht eine Mehrheit auf, ein Husaren-general läßt sich gesundbeten und auf manchen Nordlandfahrten wurden Geisterbriefe vom „Liebschen“ verlesen. War so beispellos sind die Thaten des „Medibumsfels“ also nicht. Und auch die Aristokratie des Geistes ist nicht spiritrein. Ernst Mach wollte einmal einen gelehrten Kollegen vom Spiritismus bekehren; er führte ihm das selbe Phänomen vor, das in der Schaubude den Glauben gesärkt hatte, und erwies es als Taschenspielerkunststück. Der greise Spiritist mußte den Augen trauen, rief aber entrüstet: „In der Bude wars anders!“ Und solchen Glauben, der den tiefen Pessimismus des Christenthums aufzuheben, der mit moderner Erkenntniß auf seine Weise sich abzufinden sucht, hofft man mit Strafsparagraffen auszuroden? Die nöthigen Wunder hat er sich selbst verschafft; wenn ihm vom Staat nun auch noch die Märtyrer geliefert werden, kann er sich bald eine Kirche bauen.